

Herausgeber:
B. St. Fjöllfross



Messenger National Preussien

Preußischer

Unabhängiges und liberales Blatt für Polemik im Kampf

Gazette für Politik, Kultur und Wirtschaft



seit 2003

ISSN 1613-8910

Prussian Land Messenger

Landbote

gegen die Mikrobe der menschlichen Dummheit

erscheint zu Brandenburg an der Havel



Borussiam
et
veritatem
debere

QVID AGIS PRVDENTER AGAS ET RESPICE FINEM

Landbote

Volumen 2

14.10.2003-16.04.2004

Der Preußische Landbote erscheint im B. St. Fjöllfross Verlag Brandenburg an der Havel
Willi-Sänger-Straße 52, D-14770 Brandenburg an der Havel, Preußen, Provinz Brandenburg,

e-Mail info@landbote.com, V.i.S.d.P. B. St. Fjöllfross

gesetzt in Garamond 9Pt,

2. durchgesehene und überarbeitete Printauflage Juli 2011

Alte Bonzen im neuen Deutschland

S. M. Druckepennig

O Götter, was seid ihr für ungerechte Canaillen! Da schwimmen sie wieder obenauf, die Peiniger von gestern, die man doch hoffte, mit dem letzten Umsturz hinweggefegt zu haben. Das bringt die Seele des Volkes zum Kochen. Und wie!

Als hätten die Erfahrungen mit der Nachkriegszeit nicht gereicht, in der sich nach kurzer Zeit die alten, höherangesiedelten PG's und exponierteren Chargen wieder gesellschaftlich etablieren durften, nachdem sie ihres persönlichen Persilscheins teilhaftig geworden sind.

Jetzt finden sich adäquat dazu auch die ehemaligen Genossen der SED und Vorkämpfer für Frieden und Sozialismus erneut auf den oberen Rängen und dirigieren und kujonieren noch ärger, als vor dem Fall der Mauer.

Nicht die „armen Würstche“ von damals, die kleinen Zuträger und Blockwarte, FDJ-Sekretäre und BPO-Leiter, die DSF-Kassierer und FDGB-Funktionäre vor Ort. Die GST-Ausbilder und Kampfgruppen-Hundertschaftsführer - nein, die nicht. Die gehen heute für Vier fuffzich, „n Appel und „n Ei auf Streife in völlig lächerlichen Uniformen, als amerikanische Sheriffs verkleidet, im kümmerlichen Sold für ausbeuterische „Security-Dienste“. Oder verkaufen Curry-Würste und Bouletten mit Pommes an der Straßenecke oder malochen in Gebäudereinigungsfirmen.

Aber die anderen: Die damaligen Hundertprozentigen, die ganz Überzeugten, die Blutegel und Parteipaladine bis hinauf zur Nomenklatura, die haben's meist irgendwie geschafft. Sitzen wieder auf irgendeinem Aufsichtsrats- oder Geschäftsführerposten, haben wieder Leute unter sich, denen sie diesmal nach kapitalistischen Erwägungen das Leben zur Hölle machen. Oder verfressen ihre satte Rente auf ihren Grundstücken und beobachten schadenfroh das zunehmende Elend der Arbeitslosen. Hat's doch nicht anders gewollt im November '89, der dumme Michel. Da hat er seine Quittung. Von Schnitzler hat's ihnen doch lange genug vorgebetet in seinem „Schwarzen Kanal“, was mit ihnen passiert unter dem Diktat des Kapitals. Aber sie wollten ja unbedingt die Westmark und die Öffnung der Mauer, koste es was es wolle.

Jetzt haben sie beides und haben es doch nicht. Denn gleichwohl sie ihre Miete in harter Währung entrichten dürfen, kommen sie nicht mal mehr bis zum Tierpark, weil die U-Bahn und der Eintritt in den zoologischen Garten auch mit Euro und Cent zu bezahlen ist. Und die sind halt nicht mehr übrig am Ende des Monats.

Und ganz unten sind die, die damals, vor der Wende das Maul aufgemacht haben und womöglich noch im Stasiknast eingessen haben. Die dürfen um ein paar Pfennige Haftentschädigung und Anerkennung betteln, die Helden von gestern. Aber die Bonzen von damals fahren mit dem dicken Daimler vor. Die Schurken, die damals schon in Tschaika, Wolga und stasiblauem Lada saßen. Die den einfachen Facharbeiter 15 Jahre auf seinen Trabant warten ließen und endlose Schikanen ersonnen, wenn jemand zu Tante Elfriedes Geburtstag in den Westen wollte. Die den Leuten mit ihren Wahlurnen auf die heimische Stube gerückt sind, wenn die sich nicht an den Wahlfarcen der D.D.R. beteiligen wollten. Die unentwegt brüllten: „Heraus zum 1.Mai!“ Und Zählappelle an den Sammelpunkten veranstalteten und Listen anlegten, von denen, die sich vor dem offiziellen Ende der „Demonstrationen“ verpißten. Und wer zu diesem Kasperletheater keine Lust hatte und damit klassenfeindliche Tendenzen bekundete, dem

haben sie schon gezeigt, wer die Macht hatte im ersten und letzten Arbeiter- und Bauernstaat auf deutschem Boden. Und die sind jetzt wieder obenauf? Man versteht die Welt nicht mehr. Weil man sie nicht verstehen will! Es geht alles mit rechten Dingen zu. Ganz sicher. Denn der Mensch ist eben kein gesellschaftspolitisches Wesen mit Verantwortung für seine Klasse, wie es die Kommunisten in ihrem Wahn über Jahrzehnte salbaderten. Schon in den Zeiten des „real existierenden Sozialismus“ galt: „Privat geht vor Katastrophe!“

Die Leute, die es damals in Führungspositionen geschafft hatte, bewiesen vor allem eines: das sie intelligent und anpassungsfähig waren. Sie konnten das vorherrschende Dogma mit Inbrunst vortragen und gleichzeitig den Eindruck vermitteln, daß sie eben nicht stumpfsinnig genug waren, den Nonsens auch wirklich zu glauben, den man sie auf endlosen Parteiversammlungen vortragen ließ. Wie der besoffene Nachrichtensprecher und Publikumsliebbling Herr Ackermann von der „Aktuellen Kamera“ eines Abends so schön und treffend formulierte: „Den Scheiß glaubt mir doch sowieso kein Aas!“ Der geschneigelte Herr Ackermann, der nach einer Zeit der inneren Einkehr und bezeugten Buße wieder in den Schoß der alleinseligmachenden Partei aufgenommen wurde (auf sanften Druck des Volkes hin), mag als Prototyp für unsere Ausführungen gelten. Angepaßt bis an die Erbrechenngrenze. Und so seinen Weg gemacht. Der hat bewiesen was er kann und aus welchem Holz er ist. So was brauchen wir. An jeder Ecke der Gesellschaft! Keine Überzeugungstäter in Sachen Weltverbesserung.

Frauen und Männer, die damals unter härtesten Bedingungen das Maul aufgemacht haben, lassen ernsthaft befürchten, sie machen so weiter. Für solche Leute haben wir bestenfalls bei nationalen Gedenkfeiern Verwendung, auf denen wir in ihnen gerne das edle Phantomgebilde beweihräuchern, daß wir von uns selber haben. Aber nach dem ganzen rituellen Mummenschanz müssen wir ja auch wieder zum Alltag zurückkehren. Der sieht naturgemäß ganz anders aus. Da haben wir dann nur noch Bedarf an den schleimigen, aalglaten und knallharten Typen, die schon früher als Staatsbürgerkundelehrer keine Skrupel hatten, nonkonformen Schülern den Lebensweg zu verlegen. Als Wachhunde, respektive Geschäftsführer absolut ideal, die Burschen. Die verstehen es, eine rebellische Belegschaft in Schach zu halten. nJe schneller sich diese Leute von ihren martialischen Lippenbekenntnissen für den Kommunismus und die „unbesiegbare“ Sowjetunion losgesagt hatten, desto höher ihr Kurs an der Anstellungsbörse.

Weil man bei denen voraussetzen kann, daß man aus ihnen in Nullkommanichts auch gute katholische Pfründen- und Hexenjäger, protestantische Konsistorialmucker und marktwirtschaftlich orientierte Erzgauner machen kann. Sozusagen die embryonalen Stammzellen der Gesellschaft. Weil sie ihr persönliches Fortkommen den jeweilig herrschenden Bedingungen optimal angleichen. Das sind doch die Maximen der Evolution, oder? Was soll der Schmonzes von Ehre, Charakter und Aufrichtigkeit? Schnee von gestern! Possen aus dem Märchenbuch! Alles Tinnef! „Vorwärts, und schnell vergessen!“ so oder so ähnlich lautete eines der kommunistischen Kampflieder. Sie halten sich daran. Und fahren gut dabei. Was lernen wir daraus? Das die Prinzipien Machiavellis nie an Gültigkeit eingebüßt haben. Das sie die einzige ernstzunehmende Gesellschaftswissenschaft darstellen, die dem irrwitzigen Anspruch der marxistischen Pseudoreligion hohnlächelt. Das alles zu wissen heißt nicht, es zu billigen oder gutzuheißen. Aber wie uns die Araber schon lehrten: Die Hand, die du nicht abschlagen kannst, solltest du schütteln! Das ist nicht schäbig, das ist weise - auch wenn wir uns schwertun, das zu glauben.

Alternde Barden

J.-F. S. Lemarcou

Es ist rührend. Eine Kirmes steht an in P., der relativ unbekannteren Kleinstadt. So ein Volksgaudi mit einem kleinen Karussell für die Kinder, einigen Schießbuden und Bierständen für die Erwachsenen. Und man raunt sich zu: „X kommt hierher zu uns, tritt bei uns auf - denk mal an!“ Das können die von der Kuhbläke nebenan nicht von sich behaupten. „Wir sind eben doch wer!“

Denn X war vor beinahe drei Jahrzehnten ein Weltstar. Jedenfalls hielten wir ihn dafür. Zumindest war er ein national stehender Begriff. Keine Hitparade ohne ihn. Bei volkstümlicher Musik schunkelten die miteinander, deren Leiber mittlerweile der Sand deckt, wie sich der deutsche Poet Günther auszudrücken beliebte. Stadien füllte er, nicht Turnhallen.

Große Konzerte mit mehreren tausend Besuchern waren Monate im Voraus ausgebucht, wenn er durchs Land und dessen Metropolen tourte. Nun - tempus fugit!, pflegten die alten Römer zu sagen: Die Zeit eilt von hinnen und verharret nicht - nirgendwo, niemals! Mit einem Wort - wir werden alt. Ein jeder von uns. Auch die, die Zeit ihrer Jugend und Erfolge weit über uns zu schweben schienen.

Zugegeben, hätte man Meister X damals gefragt, ob er denn wüßte, wo P. liegt, dann hätte er das vielleicht für einen guten Witz gehalten und ernsthaft gelacht. Heute aber heißt es vom Ruhm vergangener Tage zehren. Zumindest von dem, was davon noch übrig geblieben ist. Und weiß Gott - das ist nicht viel. Heute ist man schon froh - eine Turnhalle vollzubekommen. Meistens beschränken sich die Arrangements jedoch auf Pausenfüller oder - etwas ranziger ausgedrückt - Pausenclownerien. Beispielsweise, wenn der Prinzipal eines mittelständischen Betriebes zu einer Feier für die Angestellten geladen hat.

Was für ein Absturz, wenn die endlosen Schönheitsoperationen, die Berge von Geld, die man dafür zum Fenster herausgeschaufelt hat, nichts mehr bewirken. Da steht man nun und leiert die alten Schlager herunter, oder man verzieht das Gesicht zu einem launigen Grinsen - wozu der Garderobenschnaps wohl noch gnädig seine Hand gereicht haben mag - und versucht, etwas Stimmung in den Saal oder auf die Kirmes zu tragen.

Die Leute freuen sich - gar keine Frage! Aber es ist nicht mehr dieselbe Freude, die aus ihren Gesichtern leuchtet. Damals, da war es Euphorie! Jetzt riecht die ganze Chose verdächtig nach Belustigung, vielleicht gemischt mit etwas Nostalgie: „Ach waren das Zeiten! Weißt Du noch?“

Und genau das wird oben auf der Bühne ankommen - todsicher. Die ganze Peinlichkeit der Situation. Schwer erträglich! Aber noch heißt es sich zusammenzureißen! Denn wenn erst die Yellow-Press davon Wind bekommen hat, daß man sich am liebsten im Klo runterspülen will, dann beginnt die wahre Treibjagd. Sicher, man kommt noch einmal zurück in die Schlagzeilen, so wie jüngst Frau Steeger. Aber ist es das, was man sich wünscht? Und das bringt ja nichts ein! Keine neue Verpflichtung, kein neues Arrangement.

Das durchstandene Leid der Jugend und des Berufslebens, als alle dachten, denken mußten, daß dieses Idol auf dem Parnas angekommen sei - damals wäre die Journaille gelyncht worden, hätte sie Artikel wie diesen plaziert. Das wollte keiner hören, damals. Das hätte Zuschauerträume zerstört. Jetzt ist es das Einzige, was an dem Menschen noch interessant und somit

verkäuflich zu sein scheint. Nicht mehr die lachende, sexy-naive Ingrid aus Klimbim schaut uns da aus den einschlägigen Zeitungen entgegen, sondern ein verhärmtes Gesicht einer alternden Frau, die Augen versteckt hinter einer großen Sonnenbrille. Eine Tragödie. Doch Frau Steeger vermeidet einen Kardinalfehler. Und das weist sie als kluge Frau aus: Als sie merkte, das der Zenit überschritten war, machte sie sich in der großen Öffentlichkeit rar. Sicher ist es überzogen, sich so zu isolieren, wie es Frau Marlene Dietrich in ihren letzten Jahren im Pariser Exil tat.

Das ist wiederum eine nicht eben gesunde Art, dem unvermeidlichen Prozeß des Alterns eine trotzig Stirn zu bieten. Dennoch liegt sie im Ermessensspielraum des Einzelnen und ist nicht annähernd so lächerlich, wie der Versuch, mittels der Haut vom eigenen Hintern die runzligen Gesichtszüge zu straffen. Entsprechende Karikaturisten werden geradezu herausgefordert, von einer solchen Vorlage ausgiebigen Gebrauch zu machen. Kein Grund zur Beschwerde seitens des Herrn Costa C.

Es stellt sich die Frage, können diese Barden nicht mit dem Kreislauf des Werdens und Vergehens umgehen? Sind sie nie erwachsen geworden? Denn „erwachsen“ sein bedeutet doch wohl sich altersadäquat zu verhalten. Und - Hand aufs Herz - eine alte Diva, die der Welt auf nur mühsam von aufgetakeltem Fummel bedeckten Storchbeinen gestützt ihr im Übermaß aufgetragenem Lippenrot und die dick bepinselten Augenbrauen aufzwingt - das ist traurig und lächerlich zugleich. Vor allem aber ist es abstoßend. Denn aus jedem dieser Farbtupfer brüllt uns die Angst vor dem Vergehen entgegen. Das kindische Verhaltensmuster des Nicht-Loslassen-Könnens.

Es waren derer viele Künstler, die uns vormachten, wie man mit Anstand, Würde, Charakter und Charme, Nonchalance und Reife alt werden kann. Ustinov und Rühmann, Frau Dönhoff und Herr Heesters - alle sie gaben ein nachahmenswertes Beispiel.

Das sind Menschen, die zu einer Lebensreife gelangt sind, die es ihnen ermöglicht, zum Ersten von den Ersparnissen dieses ausgefüllten Daseins den Lebensabend zu bestreiten anstatt über die Dörfer tingeln zu müssen und zum Zweiten bei Auftritten in der Öffentlichkeit Haltung und Achtbarkeit auszustrahlen.

Wenn wir hingegen zu unserem eingangs erwähnten Barden X zurückkehren, der in P. zu vorgerückter Stunde seinen Auftritt zelebrieren sollte, so begegnen wir der Antithese des erwachsen gewordenen Menschen: Die eigene Gitarre, sozusagen sein wichtigstes Werkzeug zum Broterwerb hat er vergessen, der Meister X und pumpt sich ein Instrument von einer ebenfalls anwesenden, regionalen Combo. Die beeilen sich, dem Kollegen mit dem noch immer bekannten Namen auszuhelfen.

Der Auftritt selbst entartet zum Fiasko - selbst mit geschlauchter Gitarre. Das Volk buht und pfeift. Der Sangeskünstler zieht sich beleidigt zurück und verkündet in beleidigendem Ton: Schuld an dem Debakel sei dieses unerträgliche Instrument, was ihm diese Provinzschreihälse da angedreht hätten.

Ich sage Ihnen, Starallüren sind schon immer ein Zeichen eines geistigen und kulturellen Vakuums gewesen. Wenn man aber schon längst kein Star mehr ist und sich noch immer so ekelerregend aufführt, dann ist man unwiderruflich ganz unten angekommen. Wie dem auch sei - mit diesen Äußerungen hat X unsere Ausführungen nicht nur angeregt, sondern Punkt für Punkt bestätigt. Glauben Sie nur, liebe Festveranstalter kleineren Rahmens, auf solche Canaille kann sogar die Welt verzichten - wie sehr erst Ihre Kirmes!

Arbeitslosigkeit vor Ort

Don M. Barbagrìgia

Immer wieder entstehen Artikel für den Landboten in der Abgeschiedenheit der Redaktionsstube. Dieser nicht! Dieser wurde vor Ort geschrieben. In den Hallen eines deutschen Arbeitsamtes. Wir wollten wissen, wie sich die immer schlimmer um sich greifende Rezession bei denen darstellt, die am Ende der Wirtschaftskette stehen.

Der Warteraum eines Arbeitsamtes bietet einen guten Querschnitt für unsere Beobachtung. Was den Anwesenden gemein ist, ist sicherlich die bedrückte Stimmung, die alles dominiert. Nur wenige, Berufsarbeitslose sozusagen, deren Große Mutter durchaus die Sanctissima Stultitia ist, strahlen eine Art professionelle und durch nichts zu trübende Heiterkeit aus. Na ja, sagen wir: fast nichts. Denn, laß sie mal eine Woche zu spät ihre Stütze kriegen, dann ist Polen aber offen! Ansonsten begreifen sie den Wartesaal des Arbeits- oder Sozialamtes auch schon mal als eine Art verlängertes Wohnzimmer.

Diese sind es auch, von denen die Rede geht, wenn man die arbeitsscheuen Elemente meint. Leute, die man zu gemeinnützigen Arbeiten heranziehen will, weil ihr Schmarotzertum nicht länger zu bezahlen ist.

Dann sitzen da auch andere. Man sieht ihnen an, daß sie ihre Jugend versaubert haben. Sind dem Vergnügen hinterhergesprungen. Etwas lernen, danach stand ihnen nicht der Sinn. Mit Fleiß, Ausdauer oder Disziplin hätte man sie erschlagen können. Das war was für die anderen, die Doofen, die Streber. Die haben jetzt Arbeit. Sitzen womöglich auf der anderen Seite des Tresens, vor dem sie nun stehen und Formulare entgegennehmen, deren Sinn sich ihnen verschließt. Auf den Diskos, auf denen sie gestern noch den Ton angaben, werden sie nun mit Opa angerebet. Wo sollen sie jetzt noch hin?

Diese Klientel wird wohl das Gros der Bittsteller ausmachen, die die täglich anschwellende Flut der Arbeitslosen bilden. Und dann finden wir noch die, deren Gesichtszüge deutlich verraten, wie peinlich es ihnen ist, in einem Arbeitsamt zu sitzen. Jahrelang haben sie sich krumm gemacht für ihren Laden. Dann ist der den Bach runtergegangen, der Chef ist mit der Kasse durchgebrannt, hat die letzten drei Ausschreibungen verloren, hat die Außenstände nicht mehr rechtzeitig eintreiben können, oder auch alles zusammen. Fakt ist, die Bude ist dicht und sie sind draußen! Und jetzt sitzen sie hier. Und wissen im Prinzip, daß sie keine Chance mehr haben. Sind über Vierzig. Ihre Branche steht eh schon auf wackeligen Füßen.

Wer gibt heutzutage noch Geld aus? Sie würden gerne arbeiten! Aber es gibt nichts. Sie haben sich Achtung erworben in einem langen Berufsleben. Brauchten ihr Licht nicht unter den Scheffel zu stellen bei Verwandten und Freunden. Und nu? Arbeitslos biste? Du armet Schwein. Na Kopp hoch! Wird schon wieder! Gar nichts wird wieder. Und sie wissen es. Eventuell werden sie schon in den nächsten Tagen mit einer Putzkolonne ausrücken müssen, mit den Hallodris da gegenüber, und sie werden Zigarettenskippen und Bierbüchsen und weggeworfenes Bonbonpapier auflesen müssen in öffentlichen Grünanlagen. Und werden nicht wissen, wo sie sich vor Scham verkrauchen sollen, wenn sie am Ende des Weges die Schwägerin in Begleitung des Neffen auf sich zukommen sehen. Oder die Schwiegereltern. Das ist Arbeitslosigkeit für solche Menschen. Das und zusehen müssen, wie andere morgens zur Arbeit gehen, während sie zu Hause sitzen müssen. Wie die anderen sich von dem erarbeiteten Geld etwas kaufen können in der Stadt, während sie nur die Auslagen ansehen können.

Arbeitslosigkeit ist eine fürchterliche Geißel für alle nichtsozialen Menschen. Sie macht krank - nicht nur die Menschen selbst, sondern die gesamte Gesellschaft. Und eine kranke Gesellschaft ist ein hochexplosives Sprengstofflager. Das wissen wir aus der Geschichte.

Vielleicht ist es eine sehnsuchtsvolle Utopie. Aber ein kluger Kopf aus der Bevölkerung, ein ebenfalls arbeitsloser Versicherungskaufmann, sagte jüngst: In unserer Gesellschaft werden die Werte kaum noch aus der Produktion geschöpft sondern mehr und mehr aus dem Kapital. Diese Entwicklung wird von vielen als fatal begriffen. Sie muß korrigiert werden. Der persönliche Einsatz muß wieder etwas gelten. Wenn die Globalkapitalisten mit ihren Milliarden unbedingt Monopoly spielen wollen - sollen sie. Gebt Ihnen Monopoly-Geld oder virtuelle Dollars, Franken, Euro, Yen in die Hand und laßt sie diese hin und her schieben. Aber bewahrt um Gottes Willen einer Nation eine Nationalökonomie. Es ist egal, ob diese Nation Deutschland, Estland, Frankreich oder Europa heißt. Aber die Werte, die von den Händen der arbeitenden Bevölkerung geschaffen werden, dürfen nicht einfließen in irgendwelche imaginären Geldströme, die als seelenlose Beträge von solchen Hasardeuren wie Nick Leeson vernichtet werden. Das muß das Hauptanliegen unserer Zeit sein. Alles andere ist Kosmetik.

Die Assassinen von Madrid

S. M. Druckepennig

Als am 11. März 2004 die spanische Hauptstadt Madrid von schweren Attentaten heimgesucht wurde, die die völlig unvorbereitete Bevölkerung zum Ziel hatten, da gingen die Menschen auf die Straßen und klagten die feigen Mörder an, „Assassini“ zu sein. Obwohl in den Ländern mit romanisch dominierten Sprachen dieses Schimpfwort unterschiedslos alle feigen und hinterhältigen Killer charakterisiert, bekommt es in diesem Falle einen besonderen Beigeschmack. Behauptete nämlich die spanische Regierung aus politischen Erwägungen, die mit der Politik dem Baskenland gegenüber zusammenhängen, vom ersten Augenblick an steif und fest, diese Anschläge gingen eindeutig auf das Konto der ETA, so scheint sich jetzt peu a peu herauszustellen, daß die Al Quaida des Osama bin Laden hinter diesem Verbrechen steckt.

Als Rache, wie sie sich in Bekennerschreiben ausdrückt, für die spanische Beteiligung am Irak-Krieg der Amerikaner. Unser Erzfeind auf dem Zeitungsmarkt erging sich in seinen Aufmachern wieder einmal in kabbalistischen Zahlenspielerien. Am 11. 9. wären die beiden Türme von New York zerstört worden – 911 Tage später hätte es im Madrider Berufsverkehr gekracht. Die Leute von „Bild“ beweisen einmal mehr, welche Klientel sie anzusprechen suchen. Dieser hirnschellige Firlanz soll uns an dieser Stelle nicht weiter interessieren.

Was uns jedoch sehr interessiert, ist, was in den Köpfen dieser Menschen vorgeht, die in ihren Bekennerschreiben erklären: „Ihr liebt das Leben, wir lieben den Tod!“ (Nebenbei, wenn sie das wirklich tun, ja warum töten sie sich dann nicht samt und sonders selbst? Wäre das Pack ehrlich, dann würde es nämlich sagen: Wir lieben unser Leben und euren Tod!“ Dann wüßte jeder gleich, worum es hier eigentlich geht und würde nicht noch nach möglichen Gründen dafür suchen, warum menschliche Wesen so handeln.) Das Perverse ist, daß die spanische Bevölkerungsmehrheit gegen eine Beteiligung am mesopotamischen Abenteuer eingestellt war und bei den jetzigen Wahlen die Regierung des Ministerpräsidenten Herrn Aznar

entsprechend abwärtschte. Hätten die Bombenleger nur einen Funken Verstand in ihren Hohlköpfen, hätten sie diesen Umstand ins Kalkül gezogen. Aber darum ging es ihnen nicht. Das einzige, was diese feigen Schwachköpfe seit ewigen Zeiten können, ist Mord und Totschlag, Angst und Schrecken verbreiten. Sie sind geistesgestört, irre, unheilbar krank in ihrer pathologischen Vorstellungswelt.

An diesem Punkte jedoch zeigt sich wieder einmal die Ambivalenz des Abendlandes. Würden einheimische Gruppierungen ähnlichen Charakters auf diese Art und Weise in Erscheinung treten, so wäre man ruckzuck mit einer solchen Klassifizierung bei der Hand. Stammen die Täter aus Arabien, so verstummen diejenigen nicht, die immer wieder und immer wieder den Finger auf den Punkt legen, daß der Westen den armen Arabern ja über Jahrhunderte so übel mitgespielt hatte in seinen kolonialen Bestrebungen. Während doch der militante Islam mit seiner offenen und toleranten Hochkultur nichts anderes im Sinne hatte, als den Rest der Welt mit Feuer und Schwert zu erobern, damit alle Menschen sich unter den Diktus Allahs beugen, wie ihn die islamischen Kalifen und Potentaten zu interpretieren geruhen. Mein Gott, der Westen war halt nur etwas schneller und effizienter. Hier gibt es kein Gut und kein Böse!

Doch selbst diejenigen, die sich nicht damit aufhalten, in weinerlichem Tone zu quengeln, was denn einem Menschen angetan werden müsse, bis er derart austickt, finden zu keiner adäquaten Reaktion. Es kommt einem global gesehen so vor, als spielten diese Mörder die Rolle der rotzfrechen und aggressiven Göre, die es nicht lassen kann, die Erwachsenen gegen das Schienbein zu treten und noch anzuspucken, während diese sich darauf beschränken, zu sagen: „Du, du! Das gehört sich aber nicht. Das ist ganz ungezogen von dir. Wenn du das noch ein paarmal machst, gibt es heute abend keinen Pudding!“ Großartig, liebe Freunde der antiautoritären Erziehung! So bekommt man diese Schädlinge endlich in den Griff! Ich sehe schon, wie sie weinend in sich zusammenbrechen und schnoddernd schluchzen: „Ich tu es auch bestimmt nicht wieder!“

Insofern fragen wir uns, was den ansonsten von uns so geschätzten Herrn Grass geritten haben mag, als er den Vorschlag machte, eine ausgediente Kirche seiner Heimatstadt Lübeck zum Zwecke der interkulturellen Verständigung in eine Moschee zu verwandeln. Als ob wir am Verlust der Hagia Sophia nicht jetzt noch zu knabbern hätten... Na gut, Schwamm drüber!

Nichts gegen religiöse Toleranz! Fatal ist nur, daß sich in der Nähe einer neuen Moschee alsbald solche Gestalten tummeln, wie sie der „Kalif von Köln“ gern um sich scharfe. Nun ja, Herr Innenminister Schily reagierte schnell, hart und entschlossen: Er verbot den Klub! Das wird die militanten Muselmänner bis ins Mark getroffen haben! Davon erholen sie sich nicht mehr – Herrn Schilys Wort drauf! Was will der Westen? Den Terror auf Kosten seiner Bevölkerung aussitzen? Warten, bis die bösen Buben unter dem Turban des mörderischen Spieles überdrüssig geworden sind und sich doch lieber wieder Kamelwettrennen zuwenden? Wie blauäugig muß man eigentlich sein, um sich solchen irrealen Hoffnungen hinzugeben?

Die Bombenleger testen! Sie erkunden, wie weit sie gehen können, ohne daß ihnen eine entsprechende Antwort zuteil wird. So, wie das Kinder bis zum Abschluß der Pubertät im Allgemeinen zu tun pflegen. Leider können wir nicht behaupten, daß die Reaktionen Israels bisher von überragendem Erfolg gekrönt wären. Aber wir sind überzeugt, das ganze bewegt sich in die richtige Richtung. Natürlich schafft man mit der gezielten Liquidierung der Assassinen und ihrer Führer Märtyrer. Selbst bei den Arabern, die den mordenden Landsleuten bislang kritisch gegenüberstanden. Natürlich ist es

moralisch nicht zu rechtfertigen, daß man sich an kompletten Sippen von Selbstmordattentätern schadlos hält, nur um potentiellen Nachahmern zu zeigen, daß sie ihre Lieben geschlossen mit ins Unglück stürzen. Aber was um Himmels Willen will man, kann man tun? Den Arabern Valium, Haloperidol oder Prozac in den Tee schütten? Um sie ruhigzustellen? Oder vielleicht einem jeden Araber die Segnungen der westlichen Welt in dem Maße zukommen lassen, wie sie die Sultane der ölfördernden Emirate genießen? Das hilft auch nichts. Oder hätte Saudiarabien sich je von seinem märchenhaften Reichtum abhalten lassen, die Al Quaida heimlich zu unterstützen?

Vielleicht sollten wir wirklich den Grass'schen Vorschlag aufnehmen, und den Muselmännern eine Moschee nach der anderen auf die grüne Wiese setzen unter der Bedingung, daß sie sich vor Betreten derselben erst einmal eine Stunde von einem Vertreter der deutschen Hochpsychologie beseiern und belabern lassen. Wir wissen es auch nicht. Das einzige, was sich aus dieser ganzen Tragödie herauskristallisiert, ist, daß die okzidentale Kultur am Ende ihres Lateins ist, daß Rom ein zweites Mal aus den Fugen gerät und dröhnend in sich zusammenbricht. Der Ansturm der Barbaren hat begonnen. Und die gemästete Dekadenz der westlichen Hemisphäre hat dem nichts wirkungsvolles mehr entgegenzusetzen.

Vielleicht bleibt nur der resignierende Schluß, daß das nun mal der Lauf der Dinge ist und auch die Assassinen irgendwann einmal das gleiche Schicksal erreicht. Selbst deren Urvater Hussein ibn Sabah und den syrischen Alten vom Berge hat es irgendwann einmal erwischt. Aber was haben wir davon? Wo ist der Trost für die Hinterbliebenen von New York und Madrid? Wo die Hoffnung für die, die als nächstes auf dem Programm der hirnlosen Bombenleger stehen.

Von daher nehmen wir die ungeliebten Amerikaner in Schutz, was ihre Art und Weise der Behandlung der Al Quaida Leute auf Guantanamo betrifft. Diese Menschen haben die Prinzipien der Menschlichkeit verworfen und haben demzufolge auch jeden Anspruch auf menschliche Umgangsformen verwirkt und verloren. Und siehe, wenn man diese feigen Kujone am Hals packt, zeigen sie ganz fix ihr wahres, jämmerliches Gesicht: winselnde und greinende Kreaturen, die mit ihrem Gequengel selbst noch bei denen Mitleid zu erregen versuchen, denen sie vorher alles nahmen. Und sie finden Gehör! Das ist die eigentliche Bedrohung für das Abendland! Und die kommt aus den Reihen der Bedrohten selbst! Die Mörder finden Gehör unter den Nationen der Opfer! Das ist der Gipfel der Dekadenz, die zum unweigerlichen Zusammenbruch der westlichen Gesellschaft führen muß.

Man möge im Westen endlich aus dem Schlaf der Unvernunft erwachen und begreifen, daß man Leuten nicht im Rahmen eines Wertesystems begegnen darf, die genau dieses System ablehnen und von Grund auf verwerfen. Wenn es beispielsweise einer imaginären friedlichen Nation einfallen sollte, sich bei Unmutsäußerungen darauf zu beschränken, den Störenfried wegzupusten, und sich dieser entsprechend den Konventionen, die diese Gesellschaft getroffen hat, auch daran hält und den Rückzug antritt, dann versagt diese lobenswerte, weil niemandem wehtuende Methode spätestens in dem Augenblick, in dem ein Panzerfahrer sagt: „Ich scheiße auf eure Absprachen!“, eine Granate ins Rohr legt und abfeuert. Da können dann alle pusten, soviel sie wollen, spätestens wenn die Granate explodiert, hat sich's ausgepustet. Da heißt es dann, Panzerbrechende Waffen zu entwickeln, will man überleben und den Aggressor stoppen. Endloses Gepuste, Kerzengeschwenke, Schweigeminuten und sozialpsychologische Analysen sind da völlig deplaziert. Der Feind hat ernst gemacht, jetzt muß gehandelt werden, oder alles ist verloren.

Es wäre diesbezüglich besser, man lernte in Punkto Terrorismusbekämpfung von den Russen. Als dort zu Sowjetzeiten mal ein Flugzeug des Inlandverkehrs von ausreisewilligen Bürgern nach Teheran umgelenkt werden sollte, wurde die Maschine zum „Zwischentanken“ gelandet, von einer russischen Spezialeinheit nach dem Motto des heiligen Dominikus gestürmt: „Tötet sie alle, Gott wir die seinen schon erkennen!“, dann wurde selektiert, und die Unschuldigen bekamen posthum einen Orden an die Brust geheftet. Fortan wußte ein Jeder, es hat keinen Sinn! Selbst die makabre Theatervorstellung einiger tschetschenischer Terroristen und Terroristinnen in einer Moskauer Bühne in tiefsten „demokratischen“ Friedenszeiten wurde im Prinzip so und nicht anders gelöst. Die Rechnung der Banditen, der Kreml ließe sich von der Meinung der „Weltöffentlichkeit“ beeindrucken, löste sich in Luft auf. Wir klatschen Applaus! Denn das ist die Sprache, die die Halunken verstehen. Wer das Schwert zieht, soll durch das Schwert umkommen, sagte der Rabbi Joshua einst warnend zu seinem Gefolgsmann Simon Petrus. Ja, so soll es sein. Da sagen wir: Amen!

Aufkleber und Psychogramme

B. St. Fjollfross

Im Straßenbild deutscher Städte gehen die Litfaßsäulen immer mehr zurück. Sie sterben aus. Gelernte DDR-Bürger kannten sie noch als Informationsträger, die sie nicht mit sinnloser Werbung zuballerten, sondern wirklich über Ereignisse in der Stadt, Theaterspielpläne, Apothekenöffnungszeiten und dergleichen mehr in Kenntnis setzten. Die Säulen als solche mag es noch hie und da geben, ihrer eigentlichen Funktionen jedoch gingen sie verlustig. Wie schade!

Doch einen Nachteil besaßen sie: Sie waren immobil! Das hatte zwar wiederum den Vorteil, daß man sich besser an ihnen verabreden konnte, die Hunde sie ungestört anpissen konnten, aber wenn man etwas wissen wollte, mußte man sich schon zu ihnen hinbemühen.

Heute nun wurde die Litfaßsäule abgelöst von zweibeinigen Informationsträgern und deren Vehikeln. Nein, die Rede ist nicht von den Marktschreibern und Herolden alten Zuschnitts. Auch berichtet die zur Schau getragene Information dieser Zeitgenossen wenig wirklich Interessantes – hier geht es meistens um deren eigenes Innenleben, die Invarianten geltungssüchtiger Naturelle, die anscheinend unter dem Zwang stehen, ihren Seelenstatus ums Verrecken in die Welt hinauszubrüllen. „Hallo – es gibt mich! Ich bin noch da. Bitte, bitte, nehmt mich zur Kenntnis!“

Aber wenn sie in der S-Bahn sitzen, und ihr Mobiltelefon läutet mit einer verstümmelten Version von Händels „Te Deum“ oder Mozarts „kleiner Nachtmusik“, dann getrauen sie sich nicht, ihren geheiligten Namen der Öffentlichkeit kundzutun. (Ein wertkonservatives Blatt wie der „Landbote“ zählt es immer noch zu den unumstößlichen Forderungen der Höflichkeit, seinem Gegenüber mit offenem Visier entgegenzutreten und sich bei Abnahme des Telephonhörers mit seinem Namen zu melden, wie wir auch erwarten, daß sich der Anrufer bei uns vorstellt, ehe er sein Anliegen zum Vortrag bringt.) Dann hören wir bestenfalls ein „Hallo?“, „Ja?“, „Ja, bitte?“ oder was dergleichen Gestotter mehr ist. Im selben Augenblick jedoch verkündet das über der straff gespannten Jungmädchenbrust gespannte T-Shirt, daß es sich bei seiner Trägerin um eine „Zicke“ handelt. Oder bei dem kräftigen Kerl gegenüber um einen Fan von Bayern München mit einem Hang zu Schumachers Ferrari-Stall, wie das Basecap ausweist.

Er ist bestimmt derselbe, der auf seinem LKW den feinsinnigen Aufkleber mit der Aufschrift: „Damen, aufgepaßt! Meiner ist 18m lang!“ spazierenfährt. Da er der Welt mitteilen möchte, was für ein treusorgender Familienvater er ist, wird der Heckspoiler seines Golf GTI von einem stilisierten Säugling mit überdimensionierten Wasserkopf geziert, der entweder frech mit einem Nuckel bewaffnet oder schlafend dem Nachfolgeverkehr verkündet, daß Vorsicht angebracht sei, weil Sönke-Fabian mitfährt.

Sönke-Fabian kann mit Recht stolz auf seinen Papa sein, den wir mal entsprechend seiner Meldung am klingelnden „Handy“ Herrn Hallo nennen wollen. Denn Papas Wagen ist ein „Sex-Zylinder“. So jedenfalls wollen es uns die sechs Karnickel auf dem Aufkleber suggerieren, die unter dem Hutablagen-Wackel-Dackel in Reihe geschaltet ihren potenten Begattungsbemühungen nachgehen – ein jedes von einem Zylinderhut bekrönt. Ei der Daus, wo der Alte bloß diesen „Supi-Aufkleber“ aufgerissen hat! Wie originell! Wir sehen es und gähnen müde: Drei von den Schlurren, die Herr Hallo fährt, mögen vielleicht zusammengenommen auf sechs arbeitende Motor-Zylinder kommen – aber warum zum Teufel klebt sich Herr Hallo diesen Unfug an seine fahrende Werbefläche und verkündet damit aller Welt, daß er den geistig Zukurzgekommenen zuzurechnen ist?

Er will sich abheben von der grauen Masse. Etwas Besonderes will er sein. Sich distinguieren mit dem doppeldeutigen Witz, der aber unterschwellig an jeder Stelle auf die Stärke und Potenz seines Zurschauträgers hinweisen soll. Das ist alles gar nicht so halbernst gemeint, wie es auf den ersten Blick aussieht. Herr Hallo würde sich mit Sicherheit kein T-Shirt überziehen, keinen Aufkleber aufs Auto heften, kein Base-Cap tragen, auf dem die Botschaft formuliert steht: „Helft mir, ich bin schwachsinnig!“ oder: „Ich bin zwar nur ein dummer Proll, aber was gäbe ich darum, einen Ferrari fahren zu dürfen. Leider reicht es hinten und vorne nicht!“

Und auch die „Zicke“, die sich gerade erhebt, um die S-Bahn zu verlassen, würde kaum den realen Hintergrund ihrer Selbstbeschreibung auf das Hemde drucken lassen – abgesehen davon, daß sich soviel Text auf dem bißchen Linnen gar nicht unterbringen ließe. Muß doch der erotisch gepiercte Bauchnabel frei und sichtbar bleiben. Denn wenn man „zicken“ will, funktioniert das nur, wenn man auch wahrgenommen und angebaggert wird. Und genau darum geht es ihr, der kleinen Göre mit dem großen Loch im Selbstwertgefühl.

Ja, Aufmerksamkeit wollen sie erregen, einmal im Rampenlicht stehen und bewundert, begehrt und beneidet werden, wie die paar Glückspilze, die ihnen täglich in der TV-Blödelröhre vorgeführt werden. Nur ein kleines Stück vom großen Kuchen wollen sie, die nicht mal den Mumm besitzen, sich mit ihrem einen unverwechselbaren Namen zu melden, wenn das Funktelefon in ihren Taschen klingelt.

Liegen wir falsch mit unserer These? Vielleicht karikieren wir ein wenig zu stark – aber der Kern bleibt wahr. Warum sonst sausten die Finger der „Zicke“ unentwegt über die Tasten ihres Mobiltelefons. Sie schrieb SMS am laufenden Band, um dann ihren Korrespondenten am anderen Ende der Leitung doch noch direkt anzurufen. Es war zwar eine erregte Diskussion, aber das ist nebensächlich! Der Kontakt durfte nicht abreißen! Kontakt um jeden Preis, am besten rund um die Uhr. Wir kennen dieses Verhalten aus den Affenrudeln. Sie müssen einander ständig vergewissern, daß sie noch ein Teil der Gemeinschaft sind, in der einzig Schutz und Wärme erhältlich sind. Sie sind im Innersten unsicher. Hier fehlt die natürliche Nestwärme, die stabile Gefühlswelt, die innere Ausgeglichenheit, der ruhende Kern. Keine der Botschaften, die in Form von Nasenringen, T-Shirts oder Aufklebern an die Umwelt ausgesandt werden, ist ein Kind des Zufalls! Diese armseligen

wandelnden Litfaßsäulen in eigener Sache decken in unmißverständlichen Signalen ihr Psychogramm auf, das sie im Klartext nicht mal der eigenen Mutter anvertrauen würden. Sie verstecken sich gleichzeitig hinter der oftmals eindeutigen Doppeldeutigkeit und lassen sich mit ihrer Hilfe ein Hintertürchen offen: „Ist doch nur ein Jux!“ Nein, das ist es in den seltensten Fällen. So wie man sich beispielsweise oft sehr delibiert kleidet, um ein bestimmtes Weltbild oder Lebensgefühl zum Ausdruck zu bringen. Man trägt „Trauer“, um den anderen Mitmenschen zu signalisieren, daß man einen lieben Menschen verloren habe. Man trägt Anzug oder große Garderobe, um beispielsweise seinen Gegenüber zu ehren. Man hat kleine Quetscheentchen auf dem Binder, der von einer Porsche-Krawattennadel fixiert wird, um sich als Parvenü auszuweisen. Man trägt Base-Cap, „Entschnabel“ nach hinten oder seit neuestem schräg zur Seite, um besonders cool zu wirken. Und immer, immer soll eine Zugehörigkeit demonstriert werden. Entweder zur Masse, oder zu einer Gruppe, die sich in Opposition zur Masse profiliert.

Das geht nahtlos weiter mit den Automobilen, die mit den Umrissen der Nordsee-Insel Sylt beklebt werden, des Eilandes der Reichen und Schönen. „Seht her, ich war dort und gehöre also eigentlich dazu.“ Die erwähnten Aufkleber der Fußballklubs, die mit etlichen im Automobil verteilten Devotionalien konzertieren, werden dem modernen Krieger vorangetragen, wie die Feldzeichen vergangener Zeiten: „Positionier dich, Mann, laß uns entweder im Chor grölen oder uns gegenseitig die Fresse polieren!“

Für die „Zicke“ wird's ein innerer Vorbeimarsch. Denn wenn sich zwei Gorillamännchen in die Haare bekommen, so geht es doch letztendlich immer nur um sie, das umworbene Weibchen, um das Begattungsvorrecht. Wofür sonst sollten die Männchen trachten ihre Männlichkeit zu demonstrieren, ein Revier abzustecken, zu erobern und hernach zu behaupten, wenn nicht darum, dem Weibchen einen Platz zu schaffen, wo sie ihre Brut gebären und aufziehen kann? Und sie wird sich nicht billig verkaufen! Man kann es jederzeit und für alle sichtbar zwischen den knospenden Brüstchen lesen. Sie will erobert werden, damit sie auch hinterher die Fäden in der Hand behält und der Eroberer nicht gleich wieder dem nächsten Hühnchen nachstellt. Denn wer leicht und willig ist, verliert bald jeden Reiz, nicht wahr?

Natürlich wird den hier beschriebenen Personen eine solche Philosophie nicht unterstellt. Diese Strategie läuft auf einer empirischen, sagen wir fast unterbewußten Ebene ab.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, es ist hier nicht die Rede von professioneller Werbung, die man einem breiten Publikum vorführt, um ein Produkt oder eine Dienstleistung bekannt zu machen. Und natürlich ist uns auch nicht daran gelegen, die Mechanismen ins Lächerliche zu ziehen, die im Allgemeinen hinter solchen Entäußerungen menschlichen Schwachsinn stehen. Diese sind alleine schon durch die allgewaltige Mutter Natur legitimiert. Jede Blume, jeder Pfau oder Hirsch, jeder Goldfisch und was dergleichen Mitkreaturen mehr sind, werben oder drohen mit optischen oder olfaktorischen Signalen; kämpfen auf ihre Art um ihren persönlichen Erhalt und damit das Fortkommen ihrer Spezies.

Nur die Nackten Affen, die des Dezenten abhold sind, versuchen mit einer ins Skurrile gesteigerten Geltungssucht ihresgleichen zu beeindrucken. Und was da präntiert wird, hat mit der Wahrheit oft nicht viel zu tun. Es zeichnet nur eben ein um so genaueres Bild von dem Menschen, der sich dieser Entäußerungen bedient. Wer aber dieses Bild zu lesen versteht, ist von solchen Zeitgenossen kaum mehr zu täuschen. Das hinwiderum halten wir für einen entscheidenden evolutionären Vorteil. Die Schlechten ins Kröpfchen... ehe sie uns auf unsere Kosten überrumpelt oder eingewickelt haben.

Dieter Bohlen – ein multikulturelles Trauma

K. K. Bajun

In Ermangelung unserer Stadtmitte, die uns zum Ende des letzten Krieges hinweggebombt wurde, trafen wir Mitarbeiter des Landboten uns jüngst in einem Einkaufszentrum vor den Toren B.s. Wir hatten einige Materialien – Tinte, Federn, Schreibpapier – zu besorgen und einige Zurüstungen für den Abend zu erstehen, den wir in gemütlicher Runde zu verbringen trachteten.

Unser Anliegen brachte es mit sich, daß wir an einem Makro-Markt passierten. Einem Zerberus gleich bewachte ein widerlich grinsendes, lebensgroßes Abbild des Barden Bohlen den Eingang. Es war uns, als sei einer Hexe ein Drudenfuß auf die Schwelle gemalt worden.

Unser arabischer Gast Jussuf ibn Salah aus Kairo, der soeben von seiner Hadsch aus Mekka zurückgekehrt war, erklärt uns, dies sei eine der Säulen, die den Schaitan verkörpern und man müsse sie mit Steinen bewerfen. Was ihn einzig wundere, sei der Umstand, diese Säule hier im Norden zu finden, statt in Mekka, wo sie eigentlich hingehöre.

Herr Druckepennig, der nach Art seines Volkes unverzüglich mit seinem Gotte in bestem Jiddisch zu hadern begann und sich dieser neuerlichen Prüfung wegen beschwerte, unterbrach sein: „Wai, wai, was machst ein armes Jiddel wieder meschugge!?“ und erklärte seinem arabischen Vetter umgehend, sein Vergleich Bohlens mit dem Teufel sei theologisch nicht haltbar – man täte dem von Gott verstoßenen Erzengel bitter Unrecht, wollte man ihm diese Hypothek auch noch anlasten. So habe Gott den abtrünnigen Stellvertreter nun auch wieder nicht maßregeln wollen.

Während dessen vermißten wir Signore Barbagrighia. Er, der aus alter sizilianischer Familie stammend bestens mit den morgenländischen Traditionen unseres Gastes vertraut war, hatte dessen Bewirtung und Führung übernommen. Wir fanden ihn in einem nahegelegenen Schuhgeschäft, soeben damit beschäftigt, seinen Füßen ein paar dunkle Halbschuhe anzupassen. Don Miquela erklärte entschuldigend, das Bildnis Bohlens hätte ihn daran erinnert, daß man für spezielle Kundschaft in seiner sonnigen Heimat schon mal Fußbekleidung aus Beton fertige. Diese bitte man dann die Träger auf dem Grunde des Meeres einzulaufen. Über diese Assoziation wäre ihm dann eingefallen, daß er noch dringend eines neuen Paares Schuhe bedürfe, wofür er Herrn Bohlen sehr dankbar sei. Don Miquela sollte im Laufe des Abends nicht der Einzige sein, der sich wohlwollend über den Proleten-Dieter zu äußern vermochte.

Währenddessen nahm mich Herr Fjöllfross beiseite und raunte mir ins Ohr, ob denn Rußland nicht groß genug sei, daß die penetrant quäkende und schnarrende Stimme Bohlens darin ungehört verhallen könnte. Die unendlichen Weiten der Taiga, die gigantischen Ströme und hohen Berge, nun, ich wüßte schon... Was hier im übervölkerten Europa unerträglich sei, da man sich der ständigen Konfrontation mit diesem Troll kaum zu entziehen vermöchte, müßte doch in den Weiten Sibiriens zu aller Zufriedenheit durchaus lösbar sein. Nun, ich mußte unserem verehrten Herrn Schriftleiter zu meinem Bedauern erklären, daß ich das russische Volk nicht für einfältig genug hielte, Herrn Bohlen überhaupt die Grenze passieren zu lassen. Die Russen haben nicht den Mongolensturm überlebt, nicht Napoleons Armee auflaufen lassen und nicht unter unsäglichen Opfern die Deutsche Wehrmacht aus dem Lande zurückgeschlagen, um nun erneut durch einen heimtückischen Angriff von deutscher Seite in die Knie gezwungen zu werden.

Im übrigen erschauere jeder Russe sofort bei dem Namen „Bohlen“. Bedeute „БОЛЕХ“ doch im Russischen schlicht und ergreifend „krank“! Und wer wolle sich schon eine solche Krankheit ins Haus holen! So leidensüchtig sei das russische Volk nun doch nicht. Selbst Dostojewskij hätte nicht die Stirn, das zu behaupten.

Mittlerweile hatten wir uns vor der Damentoilette versammelt und warteten geduldig, bis sich die Tür aufat und unsere geschätzte Frau Lektorin Katzentraum etwas grünlich-bleich und unsicheren Schrittes auf uns zu wankte. Besorgt wollten wir sie unterhaken, doch bedeutete sie uns zu unserem Erstaunen mit zitternder Stimme, daß auch sie einen Grund habe, Herrn Bohlen die Papp-Präsenz vor seinem Elektronikmarkt zu danken. Sie hätte sich bei unserem Diner zu Ehren von Herrn ibn Salah etwas zu sehr übernommen und brauchte sich nun dank des lebensgroßen Bohlen-Abbildes nicht mehr nach Art bulimischer Damen den Finger in den Hals zu stecken. Der Brechreiz war so elementar, daß sie sich nun um mindestens vier Pfund erleichtert fühle.

Sie hätte nie geglaubt, daß Herr Bohlen einer echten Dame doch noch zu einem befriedigenden Gefühl taue. Mag er ein paar hirnlose Weibsbilder beseligen! Sie, Frau Katzentraum jedoch, hätte nie anders als angewidert von diesem Subjekt Kenntnis genommen – bis zum heutigen Tage! Nun, da sie um die magische Wirkung seines Konterfeis wisse, werde sie die Pilgerreise ins Einkaufszentrum antreten, wann immer sie sich die letzte Mahlzeit noch einmal durch den Kopf gehen lassen wolle. Worauf sie nach einem kurzen Blick auf die Pappfigur wieder eilends in der Damentoilette verschwand, bevor ihr eine andere Vertreterin des weiblichen Geschlechtes den heiß begehrten Platz über der Porzellanschüssel streitig machen konnte.

Wir staunten lebhaft über die immense Wirkung, die ein einzelner Mann ganz multikulturell zu entfalten in der Lage war. Ehe wir gedankenverloren den Heimweg antraten, besorgte Herr Fjöllfross noch ein paar Flaschen alten schottischen Hochlandwhiskys. Er meinte, es gäbe nichts besseres, um ein solches Trauma hinwegzuspülen. Herr Salah nickte und meinte, Allah würde in diesem Falle mit Verständnis reagieren. Herr Druckepennig kritzelte ein paar Zeilen in hebräischer Schrift auf einen kleinen Zettel, den er, wie er uns erklärte, bei seinem nächsten Jerusalem-Aufenthalt in die Ritzen der Klagemauer stecken wolle. Es heißt, der auf dem Zettel geäußerte Wunsch würde sich dann erfüllen.

Niemand von uns war des Hebräischen mächtig. Niemand wußte, was Herrn Druckepennig da zu Papier gebracht hatte. Dennoch drückten wir ihm alle die Daumen...

Die Bild-Zeitung

– eine Reminiszenz an den Todfeind

B. St. Fjöllfross

„Wenn die Narren zu Markte gehen, so lösen die Krämer viel Geldes!“ So lautet ein altes deutsches Sprichwort. In unserem Falle sollten wir jedoch nicht von Krämern sprechen, sondern von Journalisten und Redakteuren. Sehr fähigen Journalisten und sehr fähigen Redakteuren. Leuten, deren Intellekt und Geschmack sich reziprok von dem ihrer zahlenden Narren-Kundschaft abhebt. Aber das weiß diese Klientel nicht. Und das bekümmert sie auch nicht. Sie wollen nach ihrer Fasson bedient

werden, und dafür sind sie bereit zu zahlen. Nicht eben viel, aber das Wenige stetig, Tag für Tag, Jahrein, Jahraus. Und da wir es hier mit einem ganzen Volk voller Narren zu tun haben, reden wir im Endeffekt über gewaltige Summen. Doch besteht die Macht dieser Gazette nicht nur in den finanziellen Mitteln, über die sie verfügt. Sie ist die fleischgewordene vox populi. Und wie wir alle wissen: vox populi vox Dei est. Jedenfalls solange das Volk Geld in der Tasche hat. Das Geschrei der Bettler zählt nichts.

Die Bild-Zeitung ist die ungekrönte Königin der Boulevardpresse, der Yellow-Press! Niemand hat es wie sie zu derart überregionaler Bedeutung gebracht. Sie ist in der Lage Minister zu stürzen, Regierungen zu Fall zu bringen, die Meinung des „Wählers“ nachhaltig zu beeinflussen. Kluge und ausgewogene Stimmen müssen neben ihrem mächtigen Dröhnen verstummen. Hier spricht der Schwachsinn, geformt in den Köpfen ausgesprochen cleverer Leute – und die Nation lauscht ergriffen!

Diese Zeitung, die sich so gern als Anwalt der „kleinen Leute“ präsentiert und diese wie ein bissiger Hofhund pathetisch gegen den Vorwurf der Unmündigkeit und geistigen Insuffizienz in Schutz nehmen würde – die intellektuelle Armut des Pöbels wird gern mit den Euphemismen „gesunder Menschenverstand“ und „Mutterwitz“ übersetzt – macht genau aus dieser Volksdummheit Geld. Das ist der Grundstock ihres Kapitals! Nichts sonst. Der alte Witz: „Schweres Zugunglück. Bild sprach zuerst mit den Toten!“ ist bei rechtem Lichte betrachtet gar keiner. Das ist die nur unwesentlich karikierte Wahrheit. Bild schreibt es, das Volk kauft es ab! Alles wahr. So stand es ja in der Zeitung. In der Bild-Zeitung!

Das alles baut im Grunde genommen nur auf ein einziges Erfolgsrezept: Mit vielen Bildern und wenig Text gespickt verkündet dieses Blatt peitschenknallartig seine Interpretation der Weltgeschichte. Die „Leser“ honorieren das. Lesen, das ist geistige Arbeit. Und das Volk hat mit keiner Arbeit viel am Hut. Sie sehnen sich alle nach dem ewigen Sonnenschein auf einer Karibikinsel, Getränke an den Liegestuhl, kostenlos die Wanne vollschlagen, bedient von knackigen und leicht oder gar nicht bekleideten jungen Mädchen und Männern. Die wenigsten von ihnen kommen jemals in den Genuß dieser Annehmlichkeiten. Aber Bild hilft! Diese Zeitung versteht es mit jeder neuen Ausgabe, die Fata Morgana dieser Sehnsüchte über die Köpfe ihrer Abkäufer in den blauen Himmel zu malen. Und die glotzen. Und zahlen, und zahlen, und zahlen!

Ein paar kurze Bemerkungen zum politischen Aus- und Inlandsgeschehen, ein paar Kunstbeiträge, viel Sport – das brauchen sie seit den Tagen des Alten Rom, viel Klatsch und Tratsch und natürlich Pogromstimmung, Anheize, Aufheize! Da, der Kinderschänder, die Bestie, den müßte man... Und die „kleinen Leute“ auf der Straße wüßten sofort und ganz genau, was man mit dem machen müßte. Denn sie würden es auch tun, wenn man sie nur ließe! „Bild“ vollendet den Gedanken nicht. Spricht keinen Klartext. Wie schon gesagt: Hinter jeder Bildzeile stehen verdammt clevere Leute, die das so natürlich niemals gemeint haben. Da wären sie ja schön dämlich, denn sie würden den Straftatbestand der Volksverhetzung erfüllen.

Nach demselben Schema werden Anschuldigungen unter die Leute gebracht. Immer mit einem Fragezeichen. Aber dieses Fragezeichen verliert in den Hirnen der Dummköpfe ruckzuck seine Kurven und wird zu einem schönen, strammen Ausrufezeichen. „Bild“ ist aus der journalistischen Verantwortung raus und der Plebs hat seine neue „Wahrheit“. Das Gerücht fand seine Bestätigung. Nein, diese Schreiberlinge sind entfernt den Dichtern eines guten Haikus zu vergleichen. Der wirft auch nur drei Zeilen hin und läßt sie vom Kopf des Genießers ausmalen. Nur, das Letztere ist die Kunst der Poesie, das Erstere die Kunst der Beutelschneiderei. Also weiter mit den

Brandmarkungen! Zum Henker mit dem Kinderschänder! Das wissen wir nun. Und der Richter erst, der diesen Strolch schon nach acht Jahren wieder auf freien Fuß setzen will! Der gehört doch gleich mit weggesperrt! Genau wie der verantwortliche Justizminister! Und Photo daneben, Photo darüber, Photo darunter! Strolch, Richter, Justizminister – sie kriegen alle ihr Fett! Das „natürliche Rechtsempfinden“, das wir alle aus dem Kindergarten kennen, hier wird es kanalisiert; hier wird ihm Ausdruck verliehen.

Aber wer wird denn immer nur zanken wollen! Wir brauchen doch noch was für's Gemüt. Ein bißchen heile Welt. 'Was zum träumen. Also wird das geduldige Papier ewig an der gleichen Stelle mit ein paar nackten, weiblichen Rundungen versehen, die von einem Text begleitet werden, der an Schwachsinn nicht mehr zu überbieten ist. Ja, das ist es, wonach die Volksseele verlangt, was sie eben- beseligt. Sie lechzt danach. Sie fleht. Deutschland ohne die „Bildzeitung“ ist nicht mehr denkbar.

Ohne die „Süddeutsche“ schon. Die „Frankfurter Allgemeine“ fehlt am Kiosk? Na und wenn schon. Die „Zeit“? „Spektrum der Wissenschaft“? Führ'n wa nich! Macht nischt! Völlig uninteressant! Hauptsache, die „Bild“ ist da. Na dann geben Se mal eine, und noch 'ne „Bunte“ dazu und für den Nachwuchs eine „Bravo“.

Da haben wir dann das deutsche Zeitungsfolk. Das Herrenfolk. Das legitimiert ist, billige Kulis am anderen Ende der Welt für sich malochen zu lassen. Wodurch legitimiert? Durch überlegene Kunst? Kultur? Errungenschaften, an denen die armen Schweine dieser Erde auch mal partizipieren können? Nee, weit gefehlt. Die „Bildzeitung“ macht aus diesem Volk ein Herrenfolk. Denn dort bekommt es täglich das kostbare „Wir“ eingehämmert: wie wertvoll „Wir“ doch sind, wie einzigartig, wie sehr im Recht!

„Wir“ – das ist die Volksseele. Die ewig geknechtete – von denen da oben. Denen, die zwischen „Uns“ und unserem Glück stehen. Die sind doch sowieso an allem Schuld, die da oben! Die machen doch mit „Uns“, was sie wollen. „Wir“ können doch gar nichts dagegen tun... Doch, können „Wir“! Denn „Wir“ haben „Bild“! Die zeigt für „Uns“ die Zähne! Die weist mit dem Finger auf den wunden Punkt. Die gibt denen da oben Saures! Daß die mal wissen, was los ist und wo Bartel den Most holt. Und wenn „Bild“ mal so richtig Dampf macht, dann können die da oben ihre Koffer packen. Ätsh! Von wegen mächtig. Dank „Bild“ lachen wir zuletzt!

Und hier haben wir auch die Lösung eines Kuriosums: Selbst Leute, die sich schämen würden, die Bildzeitung in der Öffentlichkeit zu kaufen oder zu lesen, werden in diesem Aspekt die Existenzberechtigung der Schundgazette akzeptieren. Denn hier ist ja anscheinend ein demokratischer Kontrollfaktor am Werke, der dort noch Effizienz beweist, wo alle anderen Mechanismen längst versagt haben.

Aber der Schein trügt. Denn das Volk ist ein schwachköpfiger Tyrann. Wir haben weiter oben schon festgestellt, daß das Volk jeglicher Arbeit und damit auch geistiger Tätigkeit abhold ist. Einen Gegenstand aber ausgewogen zu beurteilen und das Handeln entsprechend auszurichten, verlangt nach geistiger Arbeit. Sogar nach viel geistiger Arbeit. Da ist Oberflächlichkeit und geistige Rasenlatscherei absolut fehl am Platz. Da heißt es das „Für“ und „Wider“ gegeneinander abwägen. Da heißt es sich mit der Materie gründlich befassen. Verstehen. Durchdringen. Das ist noch nie des Pöbels Sache gewesen. Der Plebs verlangt nach schnellen Urteilen, einer raschen, möglichst grausamen Umsetzung, bei dem ihm auch noch ein Logensitz vorbehalten sein sollte – das Colosseum ist sein Tummelplatz und seine Bühne. Aber das Colosseum ist ein Theater, das von Diktatoren geschaffen

wurde, um den Anschein einer Demokratie zu erwecken. Hier soll das Volk das Gefühl haben, mitzubestimmen. Mehr nicht. Das Rezept ging zu Neros Zeiten auf. Es ist auch heut noch probat. Nur, daß man das Colosseum nicht mehr für alle Zeiten in Stein baut, sondern modernerweise jeden Tag aufs Neue aus der Druckerpresse heraus unters Volk schleudert. Es heißt jetzt auch nicht mehr „Colosseum“, sondern „Bild“.

Dem „Bild“ – Konsumenten soll in erster Linie dabei geholfen werden, mit Phantasien und irrealen Träumereien die Zeit totzuschlagen. Da geht es nicht um Erziehung oder Bildung. „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!“ Quatsch, Schnee von gestern! Und wenn man früher seinen unvermeidlichen Lastern noch im Geheimen frönte, weil der Druck der öffentlichen Moral das gebot, so führt „Bild“ jetzt den Rundum - Befreiungsschlag im Namen des von moralischen Erwägungen und Kant'schen Imperativ eingekerkerten Pöbels. Niemand braucht sich seiner hemmungslosen Sensationsgier mehr zu schämen, mit der er sich am Elend seines Nachbarn weidet. Öffentliche und zur Schau gestellte Nacktheit ist kein Tabu mehr. Oberflächlichkeit ist salonfähig. Schlechtes Deutsch? Bißchen dröge im Kopf? Kein Problem: „Bild ist mit Euch!“

Natürlich werden die kurzen Textstellen und die ausgiebigen Bilddokumentationen anders begründet. Es geht um die Mangelware „Zeit“. Es ist doch gesellschaftlicher Konsens, daß im geschäftigen „Heute“ kein Mensch mehr Zeit hat. Haben darf! Denn wer hat denn noch Zeit? Natürlich nur die „Müßiggänger“, die „Arbeitslosen“, die „Sozialhilfeempfänger“, die „Rentner“, das „arbeitsscheue Gesindel“. Die das machen, was die von Arbeit Geknechteten gerne täten – nämlich bärenhäutern!

Aber das ist Selbstbetrug, der den „Bild“ - „Lesern“ schöngeredet wird. Die ungeschminkte Wahrheit ist eine andere: Hier wird ein Kotau vor der Oberflächlichkeit gemacht. Vor dem Rasenlatschertum der Allgemeinheit. Tiefgründigkeit und Fleiß bei der Sache, Ausdauer und angestrengte geistige Arbeit werden als Tugenden systematisch demontiert. Schnell, schnell, schnell muß es gehen; husch, mal die Zeilen so eben überflogen. Daß man im „Bilde“ ist, sich seine Meinung „bilden“ kann. Hintergrundinformationen sind da völlig überflüssig.

Was mit der so gewonnenen Zeit sinnvolles angefangen werden soll, danach fragt niemand. Das ist auch der Kern der Sache. Denn wer viel fragt, wird am Ende noch feinsinnig, überlegt und aufmerksam. Um Jesu Willen! Solche Leute kaufen am Ende dann die „Zeit“ oder ein anderes seriöses Blatt. Und geben ihre sauer verdienten Groschen nicht mehr für jeden billigen Schund aus. Und lassen sich vor allen Dingen nicht mehr leicht lenken. Denn solche Leute entdecken früher oder später, daß sie einen eigenen Kopf auf den Schultern haben, der sich ganz gut dazu eignet, eigene Gedanken zu entwickeln. Dann werden sie am Ende noch rebellisch und wollen selbst bestimmen, wohin ihre Groschen wandern sollen. Das wäre dann die Apokalypse. Das Schreckgespenst vom mündigen Bürger. Das gilt es um jeden Preis zu verhindern.

Keine Sorge, liebe „Bild“ – Redakteure! Das wird nicht passieren. Das Volk war doof, ist doof und wird immer doof bleiben. Und es wird nach Doofheit brüllen, bis die Sterne verlöschen. Und ihr werdet ihm geben, wonach es brüllt. Weil es Euch dafür bezahlt. Und gut bezahlt. Der „Landbote“ und die „Weltbühne“, die „Zeit“ und die „Süddeutsche“ werden immer Marginalien im deutschen Blätterwald bleiben. Die beiden ersten, weil sie zu brutal sind und die Wahrheit im günstigsten Falle demjenigen nutzt, der sie gesagt bekommt, und die beiden anderen, weil es bestenfalls unter den distinguierten Kreisen „très chic“ und „en vogue“ ist, sich diese Zeitungen zu halten. Und weil sie natürlich und ganz selbstverständlich auch ihrer

Leserschaft nach dem Munde reden. Aber diese kann wenigstens lesen und ist zu kritischer Reflexion befähigt. So wäre es denn unter Verfechtern von Moral und Anstand eine letzte Betrachtung wert, ob das Verhalten der Bildzeitung ethisch zu rechtfertigen sei. Der „Landbote“, der sich der philosophischen Grundhaltung des Kynismus verschrieben hat, beantwortet diese Frage mit einem klaren „Ja“! Ja, es ist in Ordnung, Idioten, die es nicht anders wollen, die unbeschulbar, unbelehrbar und therapieresistent sind, auszunehmen wie Weihnachtsgänse. Wir halten die Ideen der Aufklärung für nobel aber weltfremd und gescheitert. Und halten uns zumindest in der Theorie an den auf der Titelseite des „Landboten“ zitierten Ausspruch des Zürcher Landsknechtes: „Geld soll man nehmen, wo es eben kommt!“ Wir selber können das nicht. Wir müßten uns prostituieren und die Seele verkaufen. Wir müßten in Kauf nehmen, daß wir jedesmal das Kotzen kriegten, wenn wir in den Spiegel schauen.

Dafür, daß sie gegen derartige Anwendungen gefeit sind und ihre ganze Klugheit in bare Münze zu prägen imstande sind, bewundern wir die Kollegen der „Bild“ von Herzen. Doch möchten wir nicht mal neben ihnen begraben sein. Denn wir sind stolz darauf, als Ehrenmänner zu gelten. Dabei bewahre uns der Liebe Gott! Amen

China und das Herzzentrum

M. Akinokawa

Das Deutsche Herzzentrum zu Berlin am Augustenburger Platz hat seinen Aufgang zur Patientenaufnahme mit einer Reihe schön polierter und glänzender Tafeln geschmückt, die teilweise in lateinischen Buchstaben und teils in Han-Jin (chinesischen Schriftzeichen) auf die Kooperation des Deutschen Herzzentrums mit namhaften chinesischen Kliniken hinweisen.

Deutsch-Chinesische Freundschaft hat eine lange Tradition. Wir erinnern uns des wohlgeschmeckenden Bieres aus der deutschen Kolonialstadt Tsingtao, das noch heute in Berlin zu völlig überzogenen Preisen erhältlich ist. Die Deutschen halfen den befreundeten Chinesen, den Boxeraufstand niederzuschlagen und vor unseren Augen sehen wir die trauten Gruppenphotos deutscher Expeditionstruppen mit kopflosen und erschossenen Chinesen. In den frühen fünfziger Jahren, bevor sich Rom von Byzanz, Verzeihung!, Peking von Moskau lossagte, bejubelten deutsche FDJler den Aufbruch der chinesischen Genossen in eine lichte



Zukunft. Leider trübten kleine Zwistigkeiten am Amur und Ussuri die innigen Empfindungen zwischen den Klassengenossen. Doch auch diese Eiszeit ging vorbei. Davon zeugt nun dieses schöne Schild: Wir lesen auf dem Schild, daß offenbar der Yunnan-Provinz II Volksklinik ein Rot-Krenz-Krankenhaus angeschlossen ist. Rot-Krenz-Krankenhäuser sind uns bekannt. Es gibt das Internationale Rote Kreuz und auch das Deutsche Rote Kreuz, ja sogar ein Bayerisches Rotes Kreuz und den Türkischen Roten Halbmond. Die Juden lassen sogar den Roten Davidstern durch die Straßen Israels fahren, um kranken und verwundeten Menschen Hilfe zu bringen. An all das mußten wir denken, als wir ehrfürchtig die Tafel im Aufgang des Deutschen Herzzentrums bestaunten. Aber nein, es war eine Illusion. Dort steht deutlich für jeden des Lesens Kundigen:

Rot-Krenz-Krankenhaus.

Als der für Fernost zuständige Kollege des Landboten wurde ich denn von Herrn Fjöllfross beauftragt, den Sinn hinter dieser Namensgebung zu eruieren. Seit längerer Zeit ist es mir gestattet, im Land der Deutschen, der Dichter und Denker leben zu dürfen. Und es ist mir nicht entgangen, daß Herr Egon Krenz letzter Staats- und Parteichef der Deutschen Demokratischen Republik und der sie beherrschenden Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands gewesen ist. Böse Zungen nannten die Angehörigen dieser Partei, zumal die führenden, abfällig „Rote“. Das entsprach der bolschewistischen Tradition und wohl auch dem enormen Blutzoll, den die Kommunisten auf ihrem Wege zur Macht zahlten und zahlen ließen. Man denke an den Roten Terror gegen den Weißen Terror der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution in der Sowjetunion, an die Rote Armee, an die chinesischen Rotgardisten und ihr Massaker auf dem Tiananmen-Platz – dem Platz des Himmlischen Friedens zu Peking. Der Platz wird wohl an verschiedenen Stellen rot gewesen sein vom Blute der Studenten, die mit der Last der Diktatur und der Panzer nicht so recht fertig wurden.

Und der Rote Egon, der die DDR wanken sah, in der er zu den Großen zählte, reiste in Windeseile nach der für deutsche Kommunisten doch für Jahrzehnte „Verbotenen Stadt“, um die lang vergrabene Freundschaft zu den verlorenen Brüdern vom Jangtse aufzufrischen. Und den deutschen Aufrihrern zu zeigen, welche Möglichkeiten man hat, mit ihnen fertigzuwerden. Das müssen die chinesischen Genossen ihm wohl gedankt haben, als sie eine scheinbar so bedeutende Klinik nach ihm benannten. Rote Sonne grüßt Mao tse Tung! Und läßt die Herzen der Jugend wieder höher schlagen – für die alten Blutpumpen tur's die Herzklinik.

Es ist ein feiner Zug des Hauses um Professor Roland Hetzer, daß es alte Gräben zuschüttet, die von Klassenhaß und ideologischem Fanatismus durch die Herzen der Menschen gerissen wurden. Man kooperiert wieder mit dem Reich der Mitte, obwohl man sich auf dem Pfauenthron noch nicht offiziell wieder zum Feudalismus bekannt hat. (Mit dem Großen Sprung wird man in China die Phase des Manchester-Kapitalismus – die wir in Deutschland soeben zu durchleiden haben – geschickt umgehen und dem letzten großen Ziel der Menschheit – der perfekten Ausbeutung der Massen durch eine erhabene und elitäre Minderheit – bald näher gekommen sein und damit erneut den historischen Anspruch dieses Riesenlandes, Motor der Weltgeschichte zu sein, fundamntiert haben.) Insofern ist auch die Versöhnung mit Herrn Krenz nur logisch und wünschenswert. Wir nehmen den dezenten Hinweis, den uns das Deutsche Herzzentrum an exponierter Stelle gibt, dankbar entgegen und freuen uns, daß hier eindeutig das Märchen von der Wissenschaft im weltpolitischen Elfenbeinturm widerlegt wurde.

Sayonara, Ihr Akinokawa Michi

Connex vs. Reichsbahn*

B. St. Fjollfross

Der Brüsseler Europäische Gerichtshof geht einer Beschwerde des privaten Schienenverkehrsbetreibers Connex nach, derzufolge die Reichsbahn (Die Bahn) mit dem Land Brandenburg einen Vertrag zur Nutzung des Brandenburger Schienennetzes bis 2012 abgeschlossen hat. Dafür erhielt das Land Brandenburg dem Vernehmen nach € 2 Milliarden. Für den privaten Anbieter blieben nur einige weniger lukrative Nebenstrecken zur Auswahl.

In den Jahren des auf der Nachkriegskonjunktur basierenden Wirtschaftsbooms lebte die Bundesrepublik Deutschland enorm über ihre Verhältnisse. Offenbar wollte man die Not und die Entbehrungen des Krieges vergessen und selbst anerkannte Wirtschaftsfachleute postulierten dem Geiste der Zeit entsprechend ernsthaft, daß die vorherrschende Kreditphilosophie – das Leben auf Pump also – eine unabdingbare und tragende Säule der sozialen Marktwirtschaft sei. Ohne großflächige und immerwährende Kreditvergaben wäre das System bald am Ende. Doch zu Krediten gehören nun mal Zinsen, und zu Zinsen gehören Zinseszinsen usw. Und irgendwann war am Anfang der Achtziger Jahre das Ende der Fahnenstange erreicht. Die Bundesrepublik, die sich bislang wie ein Parvenue aufgeführt hatte, mußte, um ihrem Schuldendienst nebst den sonstigen anfallenden Verpflichtungen gerecht zu werden, beginnen, sich vom Tafelsilber zu trennen.

Nun hieß das Modewort: Privatisierung. Einrichtungen wurden privatisiert, die eigentlich und vernünftigerweise zu den Monopolbetrieben eines Staates gehören sollten. Wie zum Beispiel die Deutsche Post, Rundfunksender und eben auch – die Reichsbahn! Diese großen staatsmonopolistischen Betriebe waren zumeist dem Peter-Prinzip und Parkinsons Law gefolgt, träge und überverwaltet, Beamtenkader beherrschten selbstherrlich das Chaos. Die mangelnde Effizienz verführte geradezu, sie zum Anlaß für die Privatisierung zu wählen.

Nur, was bei Post oder Luftverkehr noch relativ und vergleichsweise problemlos zu bewältigen war, bei der Bahn wollte es nicht so recht werden: Die Aufteilung in kleinere und übersichtlichere, eventuell sogar dezentralisierte Einheiten. Das mag ursächlich mit den Aufgaben der Reichsbahn und ihrer Infrastruktur zusammenhängen. Wem, beispielsweise, gehören die Liegenschaften, auf denen Gleise und Reichsbahnausbesserungswerke liegen? Wer darf als Mitbewerber um Fahrgäste und Frachtgut zu welchen Bedingungen diese Strecken und ihre Beibauten nutzen? Wie werden Fahrpläne unterschiedlicher Unternehmen aufeinander abgestimmt? Wer bekommt wo welche Billets und für welche Strecken sind sie gültig? Bleiben Sie gültig, wenn ich als Fahrgast auf ein und derselben Strecke zwischen zwei Unternehmen umsteigen muß oder zahle ich doppelt und dreifach, wenn ich aufgrund einer Betriebsstörung bei der Reichsbahn auf den nächsten Zug aufsteigen muß, oder muß ich mir die Beine in den Bauch stehen, bis der nächste Reichsbahnzug kommt? All das sind Fragen, die einer einfachen Lösung widersprechen. Selbst innerhalb des Unternehmens Reichsbahn ist eine Splittung in verschiedene Aufgaben nicht so simpel. Dezentralisierung und damit verbundene Aufteilung eines Großunternehmens in kleinere und überschaubarere Einheiten, die dann auch für sich leichter zu überblicken

* Namensfetischisten werden aufjaulen, wenn ich die Deutsche Bahn mit ihrem traditionellen Namen benenne. Das ist mir wurscht! Ich habe bereits so viele Umbenennungen erlebt, hinter denen sich nach wie vor derselbe Laden befand, daß ich es vorziehe, mich diesem unseligen Trend zu verweigern. Wenn ein neues Geschäft aufgemacht hat, sollte man das auch zum Ausdruck bringen. Wird aber nur das Ladenschild ausgetauscht, dann verdient auch das eine besondere Würdigung. Denn würde sich der Autor selbst einen anderen Namen zulegen, und sich beispielsweise hinfort Herr Bajun oder Herr Akinokawa nennen, so bliebe der Verfasser dieses Artikels doch derselbe!

und effizienter zu führen wären – ist gut und schön. Aber wer koordiniert dann übergeordnet diese Untereinheiten, die dieselbe Logistik nutzen? Und schon wären wir wieder durchs Hintertürchen bei einem zentralistisch gesteuerten Großunternehmen angelangt. Ich bin kein Apologet der Reichsbahn. Es verbindet mich eine tiefe Haßliebe mit ihr. Ich nutze sie jeden Tag und weiß, daß ich ohne sie schlichtweg verloren wäre. Ich fluche mir die Seele aus dem Hals, weiß aber im gleichen Augenblick, daß es unsinnig ist davon zu träumen, daß ein so gigantisches, organisches Unternehmen reibungslos zu führen ist. Es gibt zu viele Störfaktoren, die beispielsweise auf die Pünktlichkeit von Personenzügen Einfluß haben. Da brüllt man schnell nach einer Konkurrenz, die das Geschäft angeblich belebt.

Dennoch, Konkurrenz muß, wenn der Staat schon auf das Schienenmonopol verzichtet, erlaubt sein. Daß die Reichsbahn denen, die ihr das Wasser abzugraben trachten, keine Rosen streuen wird, liegt auf der Hand. Daß sie aber aus dem Vollen schöpft und dem Land Brandenburg für zwei Milliarden Euro bis ins Jahr 2012 das Recht abkauft, auf Brandenburger Geleisen zu fahren, das ist eine unrechtmäßige Sauerei! So geht das nicht. Und wenn Brüssel auf die Beschwerde des privaten Schienenverkehrsbetreibers Connex hin, in diesen Klügel hineinschlägt, dann hoffentlich mit Recht und einem Vorschlaghammer. Denn dieses Geld wird mit absoluter Sicherheit wieder über die ständigen Tarifierhöhungen an die Fahrgäste weitergegeben, ohne daß diese die geringste Chance haben, sich zur Wehr zu setzen. So etwas nennt man unfair. Das ist Kartellgebaren, sonst nichts! Diese zwei Milliarden Euro hätte die Reichsbahn besser in ihren Service, ihr Angebot, ihren Fuhrpark oder sonst dergleichen gestochen, wo es vorteilhafter angelegt worden wäre.

Denn es ist allemal besser, einen Kunden mit dem Angebot zu überzeugen und ihn somit über dessen Zufriedenheit dauerhaft an sich zu binden, als ihn zu zwingen. Letzteres schafft Verdruß und, man glaube mir: es werden derer nicht wenige sein, welche die erste beste Gelegenheit zum Absprung nutzen. Und eine solche Gelegenheit wird früher oder später kommen. Das ist so sicher wie das Amen in der Kirche. Denn, mag auch der Einzelfall anders aussehen – in einer Marktwirtschaft wird letztendlich der Bessere gewinnen.

Das Dschungellager der „Prominenten“

B. St. Fjollfross

Im Januar des Jahres 2004 lief im RTL-Fernsehen wieder ein neuer Dauerappell an die Töchter und Söhne des Schwachsinn und allen anderen Freunden der geistlosen Unterhaltung: Das „Dschungelcamp“ lockte wieder Millionen vor die Mattscheibe. Pflichtgemäß berichtete unser Erzfeind „Bild“ Tags darauf über die neuerlichen Eskapaden der Protagonisten. Und wir?

Wir beteten. Wir flehten zu dem Gotte Abrahams, Isaaks und Jakobs, er möge seine urwaldbewohnenden Kreaturen mobilisieren. Boas, Anakondas, Pfeilgiftfrösche und Piranhas, Vogelspinnen, Riesenameisen und Moskitos, Moskitos, Moskitos. Und er möge diese Heerscharen des Zornes wider jene senden, die seines Namens höhnen und ein Spott sind auf die Krone der Schöpfung!

Ob wir vom „Landboten“ jetzt unter die alttestamentarischen Propheten und Eiferer gegangen sind, höre ich Sie fragen. Nein, sind wir nicht. Aber was zuviel ist, ist zuviel! Da wagen es die Schmierfinken vom Schundblatt, auf die

unsagbaren Strapazen der Gaukler hinzuweisen, die diese zum hochbezahlten Gaudi ihrer grenzdebilen Verehrer auf sich nehmen. Der Teufel soll sie holen! Äh, nee, doch lieber nicht! Das nehmen wir mit Rücksicht auf den von uns sehr geschätzten Herren der Unterwelt zurück. So sehr kann der sich gar nicht gegen den allmächtigen Vater Israels vergangen haben, daß er die Pein verdient hätte, diese Gestörten für den Rest der Ewigkeit zu beherbergen.

Indios leben seit Jahrzehntausenden in diesem Regenwald. Sie ertragen die „Grüne Hölle“, die ihre Heimat ist, ohne viel Jammern und Klagen. Sie leben in ihr und sie leben mit ihr. Nur daß sie ihnen genommen wird – Tag für Tag – und jeden Tag ein bißchen mehr. Eine Fläche von über dreihundert Fußballfeldern muß in jedem Jahr dafür herhalten, daß besonders protzsüchtige Prolls aus unverdient reichen Ländern der Welt in Wohnungen und Automobilen voller Edelholz sitzen und via Television dem idiotischen Treiben ihrer perversen Lieblinge zuschauen. Sich an deren scheinbaren Qualen weiden, sich an deren giftigen Bemerkungen übereinander delectieren, Wortwechsell, die noch weitaus toxischer sind als das Curare des Pfeilfrosches oder das Gift der Vogelspinne.

Ein bißchen vorgespültes Abenteuer für den sensationslüsternen Abschaum, dem die Mantel – und Degenfilme, Tatorte und Katastrophenberichterstattungen schon lange nichts mehr geben. Der sich an den öden – drögen „Big Brother“ – Shows schon übersättigt hat und den die ewig gähnend langweiligen Soaps und gespielten Gerichtsszenen auch nicht mehr bewegen, die Werbepausen aufmerksam zu überdauern. Für den Zaster lassen sie alle die Hosen runter und widern uns an mit ihrem erbärmlichen Seelen – Gemächt. Alles was rüdig und des Versteckens wert ist am Verhalten des Nackten Affen, aber auch wirklich alles, was Goethes Postulat „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!“ entgegensteht, alles was den zehn Geboten, der Bergpredigt oder dem Kantschen Imperativ höhnt – hier wird es uns aufgedrängelt. Ja, hat denn Gottes Ebenbild wirklich und wahrhaftig einen unbezähmbaren Drang, sich in Kot und Unrat zu wälzen oder zumindest anderen dabei zuzuschauen? Oder gibt es immer noch zwei Gattungen „Mensch“, die sich weitaus stärker voneinander unterscheiden, als es der Neandertaler und der homo sapiens je taten, obgleich sie rein biologisch nicht zu trennen sind? Die einen, die diesen Dreck süchtig konsumieren und die anderen, die angesichts dieses Grauens gar nicht so viel fressen können, wie sie kotzen möchten. Halt! Sie fragen, ob hier ein Spießer die Feder führt? Ein erzkatholischer Mucker, ein muselmanischer Eiferer, ein verknöchertes, zur Liebe nicht mehr fähiger Neidhammel?

Nee, mein Lieber! Wir Kämpen vom „Landboten“ sind durch die Bank Faune, Söhne Pans und Epikurs. Casanova, Plautus und Juvenal, Bocaccio und Tucholsky sind die leuchtenden Sterne an unserem Himmel und wenn wir so recht besoffen sind, dann..., na dann lachen wir eben auch mal über Charles Bukowsky. Aber selbst der verkörperte noch einen gewissen Standard, den die durchgestylten Schwachköpfe auf der Gehaltsliste von RTL nun völlig entbehren. Außer ihren Silikontitten, der Jauche in ihren Schädeln und ihrem dämlichen Gesülze haben diese Canaillen nichts vorzuweisen. Die lebendige Kreatur mit Ausnahme des Nackten Affen erfüllt ohne Murren den Willen ihres Schöpfers. Sollte ER sie angewiesen haben, sich diese Biomasse einzuverleiben oder sie zumindest unschädlich zu machen, worauf das Getier daraufhin verständlicherweise panisch die Flucht ergriff, so können wir es weder dem Einen noch den anderen verübeln. Hier ist Rebellion auch gegen das Gebot Gottes angezeigt, auch wenn das bedeutet, daß wir das quäkende, geifernde und blödelnde Volk der Dschungel-„Promis“ weiterhin ertragen müssen. Und so kehren wir schmerzverzerrt das Antlitz zu dem, der über den Wolken thront und beten mit dessen Sohn: „...und erlöse uns von dem Übel!“ Amen

Der Herr Bundeskanzler, die Reise und die Bild-Zeitung

B. St. Fjöllfross

Der Herr Bundeskanzler Schröder hat also die „Bild-Zeitungsleute“ nicht mit auf Reisen genommen. Pfui, Herr Schriftleiter, so rufen die Kollegen laut: Schadenfreude ist keine preußische Tugend! Nun ja, zugegeben, – aber sachte! Immerhin lag meine Wiege an den Ufern der abgrundtiefen Fjorde Norwegens. Genau wie die unserer Trolle. Also, ein bißchen was von denen kreist auch in meinem Blute. Und schon sitzt mein „Innerer Troll“ am Schreibtisch und die Feder gleitet fast von selbst übers Papier; ohne Kratzen, ohne Schaben, ohne Klecksen, wie von Zauberhand geführt...

Ja, also, da kam uns zu Ohren, daß der Herr Bundeskanzler letztthin den Angestellten der „Bild – Zeitung“ (Sie kennen unser Verhältnis zu diesem Blatt und werden verstehen, warum wir uns an dieser Stelle den Begriffen „Journalisten“ oder „Kollegen“ verschließen) verweigerte, mit ihm auf Reisen zu gehen. Bravo! Hut ab! Das nennen wir in höchstem Maße couragiert!

Bei „Bild“ hingegen herrschte eine explosive Stimmung! Das sei ein Eingriff in die journalistische Freiheit, tönte es aus dem Hause Springer. Großer Gott, das war ja wie beim Karneval! Stellen Sie sich das mal vor: „Bild“ in der Bütt. Die Tröten und ausrollbaren Pappnasen, Konfettiregen und Funkenmariechen begleiten die Pointe! Großes Gelächter. Es lebe die „Bild“, das Leitorgan der großen Satireblätter Deutschlands! Freunde vom „Eulenspiegel – erblaßt! Meine Damen und Herren von der „Titanic“ – verhüllt euer Haupt! Denn hier habt ihr euren Meister gefunden.

Doch laßt uns ernst reden! Denn die Sache entbehrt zwar nicht einer gewissen Komik – ist in ihrem Kern jedoch sehr brisant. Dahinter steht nämlich die ungeheure Anmaßung der „Bild – Zeitung“, die sich in ihrem Wahn wirklich als das Leitorgan der Bundesrepublik Deutschland begreift. Am Ende gar als deren Stimme. So eine Art Pendant zum „Neuen Deutschland“ der D.D.R. oder..., na ja, lassen wir das. Das würde zu weit führen. (Aber in die richtige Richtung!)

Woher nun bezieht diese Gazette diesen Größenwahn. Ich sag's Ihnen: aus ihren Verkaufszahlen. Und aus der daraus erwachsenen Macht. Denn sie glaubt, Stimme des Volkes zu sein. Zumindest diese zu repräsentieren. Mag sein, daß die „Bild – Zeitung“ perfekt auf die Bedürfnisse der Mehrheit des deutschen Volkes zugeschnitten ist und daher ihre hohen Umsätze verzeichnet. Mag sein, daß sie in der Geschichte der Bundesrepublik schon so manchen Skandal ans Licht gebracht hat, über den die Frankfurter Allgemeine oder die Süddeutsche verschämt und diskret hinweggegangen wären. Mag sein, daß sie so manchen Burschen beim Genick gepackt und aus dem Amt befördert hat, so er es denn nachweislich mißbrauchte.

Aber all dem steht die dreimal verfluchte Oberflächlichkeit gegenüber, die das Grundgerüst, das Strickmuster dieser Königin der Boulevardpresse bildet. Diese oft verdrehte und verzerrte, bewußt ungenaue und nur auf die Sensationsgier primitiver Seelen zugeschnittene Aufmachung. Diese Bedürfnisbefriedigung der gemeinen Menschen, die gern beim Nachbarn durchs Schlüsselloch schauen. Das Ausweiden privater Probleme „prominenter“ Leute. Mit nackten weiblichen Formen als Blickfänger, an denen die Augen sexuell unterversorgter Männerkörper kleben bleiben sollen, wie die Insekten am Fliegenfänger des Kronleuchters.

Schlagzeilen, grell und „knallig“. Und diese Zeilen schlagen wirklich. Sie schlagen zu! Sie berichten nicht sachlich oder gar neutral. Oftmals stehen wie verloren wirkende Fragezeichen hinter diesen „Schlagzeilen“. Sie dienen als Alibi hinter einer durchaus als Aussage gemeinten Hetzparole. War dieser Mann der Mörder???? Na klar war er es! Hat diese Frau ihr Amt mißbraucht? Na, was denkt ihr denn! Es lebe die Vorverurteilung! Kinder, das Fragezeichen müssen wir einfach dahintersetzen, weil wir sonst Ärger bekommen. Aber glaubt uns mal, wir haben schon den richtigen Riecher... Hexenjagd im 21. Jahrhundert.

Daß der Herr Bundeskanzler sich in solcher Gesellschaft nicht wohl fühlt, das möchten wir gern glauben. Was wäre denn zu erwarten, wenn er sich nicht „Bild“ – konform verhält? Soll er riskieren, daß in diesen ohnehin sehr angespannten Zeiten von einer Quotenjournaliste noch mehr Druck auf den Kessel gepumpt wird? Soll er sich etwa unter diesem Druck zu einer Marionette des Hauses Springer degenerieren lassen? Zu einem König Urmel auf dem Stuhl des Regierungschefs?

Nein! Das Amt des Bundeskanzlers muß so etwas wie „Bild“ zur Kenntnis nehmen und darf es nicht aus den Augen lassen. Denn diese Leute können wirklich gefährlich werden. Weil sie den Mob mobilisieren, den Pöbel, diese Hefe im Volke zum Gären bringen können. Sie haben Macht. Eine Macht, die zu negieren sträflich wäre. Aber jeder Schritt, der dazu angetan ist, diese unheimliche Macht zu beschneiden und auszubremsen, ist ein Schritt in die richtige Richtung. Die „Bildzeitung“ ist kein Organ der Demokratie! Denn ihr Gebaren entlarvt sie als Feudalherren, selbstherrlichen Tyrannen von eigenen Gnaden.

Die Damen und Herren von „Bild“ müssen sich schon entscheiden, was sie wollen: Raffke und Abkaufzahlen oder Seriosität und damit verbundene Akkreditierung. Diese Leute haben kein natürliches Anrecht auf die Begleitung eines Bundeskanzlers. Ein solches Privileg will mit einem journalistischen Leistungsnachweis erworben sein. Das ergibt sich nicht aus schierer Größe und daraus erwachsener Überheblichkeit. Und so sangen wir denn in der Redaktionsrunde laut lachend: „Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus, Städtele hinaus – und du meine „Bild“ bleibst hier...!“

(Sie müssen nicht glauben, daß die bei mir kritisierte Schadenfreude nicht andernorts auch heimisch wäre. Aber wenn's gegen den Alten geht, was soll's? Solche Kollegen sind ubiquitär. Ein abschließender Trost an den Goliath vom Springerhaus: Der „Landbote“ wurde vom Herrn Bundeskanzler ebenfalls nicht mitgenommen. Wir können damit leben. Solange wir nicht explizit eingeladen werden, ha, ha, ha, ha, ha...

Deutscher Nationalstolz

B. St. Fjöllfross

Da ziehen sie hin, die strammen, martialischen Horden, stolz verkündend, daß sie Deutsche seien. Welch ein Bild des Jammers! Aber eines gefährlichen Jammers. Eines Jammers, der sich blitzartig in sinnlose und brutalste Gewalt verwandeln kann. Denn hier geht's um ihr allerheiligstes: Um ihren Nationalstolz. Also eigentlich um nichts. Denn das ist ja das Schlimme an der Geschichte. Ginge es um etwas, die Verfechter dieser kruden Idee hätten eine ernstzunehmende Grundlage des Gedankenaustausches, der ideellen Auseinandersetzung. Aber hier ist nichts. Was schon aus dem Wort „Nationalstolz“ selbst erhellt.

Denn worauf kann man stolz sein? In aller erster Linie auf Eigenes. Und dann kommt erst einmal eine ganze Weile gar nichts. Man kann stolz sein, wenn die Tochter eine Segelregatta gewonnen hat, die Ehefrau Selbstgetöpfertes auf dem Markt zu einem guten Preise losgeschlagen hat oder Abteilungsleiterin geworden ist, das gemalte Bild des Sohnes im Schulfoyer ausgestellt wurde. An all diesen Dingen ist man doch irgendwie beteiligt. Aber schon wenn der Großvater ein guter Bankier gewesen ist, die Großmutter nach dem Krieg den Hof und die drei Kinder alleine durchgebracht hat, schon dann wird's dünne mit dem Stolz.

Natürlich würde in jedem von uns ein Gefühl des Stolzes mitschwingen, wenn wir anderen sagen können: „Ja, so ein Mann war mein Großvater, diese Frau war meine Großmutter!“ Aber jetzt kommt der einzige, wenngleich alles entscheidende Haken: Eine Berechtigung zu diesem Stolz erwüchse uns ausschließlich aus der Gewißheit, daß dieser Großvater, diese Großmutter in gleichem Maße auf uns stolz sein könnten.

Wenn wir also durch unser Leben die Taten der Alvorderen, der Nachbarn, der anderen auf ein Ehrenplatz Gestellten, rechtfertigen, fortsetzen oder zumindest nicht entehren würden! Und nur darum geht es. Nur darum!

Auf ein Land stolz sein? Auf grüne Hügel? Auf Flüsse oder Seen? Dunkle Wälder oder weite Steppen? Blödsinn! Man kann froh und dankbar sein, in einem solch schönen Land leben zu dürfen. Man kann sich dafür stark machen, daß diese Schönheit auch anderen zugänglich und den nachfolgenden Generationen erhalten wird. Aber stolz kann man gewiß nicht auf einen Landstrich sein – es sei denn, man hätte ihn einem Landschaftsgärtner gleich, selbst gestaltet. Das wäre ja so, als wäre der Floh stolz auf den Hund, in dessen Pelz er es sich wohl sein läßt.

Die Albernheit, die dem Sinn des Vergleichs innewohnt, ist für jeden klarsichtigen Menschen auf den ersten Blick erkennbar. Wenn es aber um geheiligte Dinge geht, wie Symbole und Fahnen, Nationen und ihre Hymnen, dann verläßt die meisten Menschen ihr gesunder Verstand. Der Blick wird glasig und das Herz beginnt zu klopfen. Und der, der sich in der Nähe einer solchen Versammlung dieses komischen Momentes bewußt wird und lauthals anfängt zu lachen, lebt gefährlich. Ein Balancierstück auf einer Hochspannungsleitung böte mit Sicherheit weniger Risiken.

Denn hier wird der Zusammenhalt des Rudels beschworen. Wir sind Nackte Affen, und Nackte Affen sind Rudeltiere. Verlustängste greifen nach uns mit langen Armen. Sie verunsichern. Deshalb sehnen wir uns nach der Geborgenheit und dem Schutz des Rudels. Dort fühlen wir uns stark und unangreifbar. Dort sind wir wer! Werden gebraucht um durch unsere Präsenz anderen das selbe Gefühl zu vermitteln. Aber das alles sind vegetative Vorgänge. Das hat nichts zu tun mit Selbstgedachtem oder Selbstgeschaffenem. Die am lautesten in einer solchen Horde grölen, sind meist die ärmsten Teufel. Sie haben nun wirklich nichts anderes mehr, auf das sie zu Recht stolz sein könnten. Und das spüren sie. Daher dieser nationale Popanz, um den sie eifrig herumtanzen.

Und es ist so viel verletzte Eitelkeit in ihrem Gebrüll. Auch sie haben schließlich ihre Träume und Wünsche von einem angenehmen Leben. Und es wird ihnen vorenthalten. Weil sie nichts weiter dafür zu tun gewillt sind als sich zusammenzurotten, zu besaufen und brüllend durch die Straßen zu wälzen. Jedem Vernichtung verheißend, der sich ihnen in den Weg stellt. Hat der charmante Neger da gerade der Frau zugelächelt, die sie selbst so innig verehren und an ihre Seite wünschen? In deren Händen sie zahm zu werden gewillt wären. Für die sie alles täten, schon um dieses einen Lächelns

willen, mit dem sie jetzt auf den Blick des Negers reagiert. Da kommt einem doch die Galle hoch! Was lächelt die Schlampe dem Bimbo zu! Was hat dieser schwarze Urwaldaffe ihr zu bieten? Seinen 20cm langen, mit dem die Bimbos so gerne rumprahlen? Nein, er hat Abitur und Jura studiert. Macht Handelsverträge für sein Land und sieht in seinem feinen Zwirn verdammte gut aus! Er hat sich über seinen Büchern abgerackert und vor den Prüfungen geschwitzt, als die stolzen Nationalen in ihren Kneipen ihr nationales Elend ersäuft haben. Er hat gearbeitet, und da ist etwas dabei herausgekommen. Unter anderem eine Persönlichkeit! Und das spürt die blonde Fee dort, die Loreley, die sich jetzt zu allem Unglück auch noch auf ein Gespräch mit ihm einläßt.

Ja, dieser Neger hat etwas zu bieten. Nicht nur der blonden Schönheit, deren IQ auch etwas höher zu sein scheint, nein, sogar seinem Land. Und es ist unwahrscheinlich, daß dieser Neger – vor siebzig Jahren war's der Jude – auf die Straße rennt und schreit: Ich bin stolz ein Neger/ Jude zu sein. Angola den Angolanern, etc.

Einer der wesentlichsten Unterschiede zwischen unserem Parade-Schwarzen und unseren Nationalstolzen ist, das Ersterer vornehmlich in der Gegenwart lebt, die Vergangenheit kennt und für sich nutzt und daher die Zukunft ganz gut einzuschätzen vermag. Der Nationalstolze hingegen, wenn er denn durch ein historisches Mißgeschick die glorreichen Zeiten verpaßt hat, spinnt vorwiegend in einer Vergangenheit, die es so sicher nie gegeben hat. Die Gegenwart versäuft, verbrüllt, vermarschiert er.

Und die Zukunft erträumt er sich in der Weise, daß, wenn er dem Bimbo mit Faust und Knüppel endlich wieder gezeigt hat, wo er hingehört, er dann einem weißen Baumwollfarmer aus Louisiana gleich im Lehnstuhl sitzt, die für ihn schuftenden Bimbos beobachtet, wenn ihm irgendein völlig geistloses Computer-Baller-Spiel die Zeit dafür läßt. Natürlich muß ihm der Schwarze nun die geistigen Getränke zureichen, die er sich vorher selbst holen mußte, während im Schlafzimmer nebenan ein halbes Dutzend halb- oder ganz nackter schwarzer Frauen sich räkelnd darauf warten, endlich den weißen Massa befriedigen zu dürfen. O, Paradies des Herrenmenschen! Des Bestimmers über Leben und Tod anderer.

Was dabei herauskommt, wenn die Blüenträume solcher armseligen Zukurzgekommenen reifen, haben wir in der Zeit des Dritten Reiches ausgiebig studieren dürfen. Eine menschliche Katastrophe ungeahnten Ausmaßes überrollte die Welt.

Nun mag mancher einwenden: "Ja, es gibt ja auch einen gesunden Nationalstolz, der sich von diesem überzogenen Hurra-Patriotismus unterscheidet." Nein, gibt es nicht! Heimatverbundenheit – ja! Patriotismus – nein! Das gab es, als die Perser Hellas bedrohten und Leonidas mit seinen Mannen den Paß bei den Thermopylen bewachte. Das gibt es, wenn jemand dich und die Deinen vertreiben will vom angestammten Wohnsitz. Aber selbst in diesen Ausnahmesituationen ist Vorsicht im Umgang mit diesem Gefühl angebracht. Oder hat man schon die Greuel vergessen, die von serbischen und kroatischen Nationalisten während des Jugoslawien-Krieges nach dem Tode Marschall Titos im Namen des Nationalstolz und der ethischen Geschlossenheit verübt wurden? Hutu gegen Tutsi in Ruanda. Basken gegen Spanien, Engländer gegen Nordiren in den Ulster-Provinzen, Yankees gegen den Rest der Welt. Die Reihe ließe sich beliebig fortsetzen. Weil die Grenze zwischen Selbstverteidigung und Angriff allzu schwammig ist. Wer überlebt, schreibt sie im Nachhinein fest – und das sicher nicht zu seinen Ungunsten. Ich sag's noch einmal, Heimatverbundenheit - ja, Nationalstolz – nein! Ich bin nicht stolz darauf, daß der Weltenlenker mir die Möglichkeit gab, ein Preuße zu werden, ich bin froh darüber und

dankbar. Und bin mir bewußt, daß der Neger neben mir einen genauso guten wenn nicht besseren Preußen abgeben kann. Der selbe Schöpfer hat es mir erlaubt, im bezaubernden Havelgebiet zu wohnen. Inmitten vieler Seen und großer Wälder. An Schönheit kaum zu überbieten. Jetzt, im Herbst, ein einziges Gemälde! Aber es gehört mir nicht. Selbst wenn ich im Katasteramt als Besitzer eingetragen wäre. Es gehört mir sowenig, wie ein Bild in der Nationalgalerie. Wie lange ich es nutzen darf, bleibt der Entscheidung Gottes vorbehalten. Gewiß nicht für die Dauer meines kurzen Lebens oder gar der Ewigkeit. Mit einem Gefühl des Stolzes würde ich diese Zeit verschwenden, die ich besser dafür aufwende, die Schönheit in mich aufzunehmen und mich an ihr zu erfreuen. Und sie anderen mitzuteilen. Und sie zu bewahren.

Wenn der Neger seine Heimat ebenso empfindet, oder sich von der meinigen begeistern läßt, was spricht dagegen? Daß er mir meinen Arbeitsplatz, meine Wohnung, „meine“ Frau wegnimmt, wie das landläufige Geschwafel so geht? Wenn er das tut, dann wird er wohl besser gewesen sein. Ist es also der ehrliche Wettbewerb, den die Nationalstolzen fürchten, weil sie um ihre Schwächen sehr wohl wissen? Sollen davor Grenzen schützen, die vom Nackten Affen durch Landstriche gezogen werden?

Daß der moderne Nackte Affe für ein solches Verhalten nicht viel kann, da solche Territorialkämpfe der gesamten Fauna und Flora immanent sind, soll hier nicht in Abrede gestellt werden. Es gilt nur, die Wurzeln dieses Gefühls mit dem Verstand zu erfassen. Auf daß seine Folgen für die Menschheit weniger bedrohlich werden. Davon würden letztendlich alle profitieren.

Die hohen Preise der Telekom

Von Herrn Fjöllfross

Einer der Gründe, warum die Wirtschaft der „sozialistischen Staaten“ hoffnungslos ins Hintertreffen geriet und zwangsläufig kollabieren mußte, bestand in ihrem beklagenswerten Kommunikationsbereich.

Eine jede Gesellschaft kann nur in dem Maße prosperieren, in welchem ihr Datenverkehr und –austausch entwickelt ist. Nun konnte sich die „Zone“ auf Grund ihres regressiven und repressiven Charakters keine Informationsfreiheit leisten. Jedem sein Telefon – um Himmels Willen, wer sollte denn das alles abhören, dokumentieren, auswerten? Was hätten die eingesperrten und ewig an den Versorgungsmängeln mäkelnden D.D.R.-Bürger da alles herum konspirieren können, wenn sie sich unbelauscht gefühlt hätten. Und wie wäre das erst mit dem unvermeidlichen Internet geworden, zu dem sie dann auch noch Zugang eingefordert hätten! Diese ungezählten, nicht mehr zu überwachenden Westkontakte hätten in der Bonzensiedlung Wandlitz reihum zu Herzinfarkten geführt. Mielkes allmächtiges Ministerium für Staatssicherheit wäre einem Schlaganfall erlegen.

Abgesehen davon hätte es die krudesten Probleme gegeben, wenn der Stolz der D.D.R., der Ein-Megabyte-Prozessor mit dem gerade gängigen Drei-Gigabyte-Herz der westlichen Rechner hätte korrespondieren sollen. (Darin vielleicht hätte sogar für Mielkes Schwert und Schild der Partei ein Hoffnungsschimmer bestanden. Denn der Download einer einzigen Seite aus dem kapitalistischen Ausland auf einen Robotron-Rechner hätte wahrscheinlich mehrere Wochen in Anspruch genommen.) Aber das alles ist nur spekulativ und soll nicht der Kern unserer Betrachtungen sein. Uns interessiert die Gegenwart.

Und die zeigt uns daß der Quasi-Monopolist Deutsche Telekom nicht viel gelernt hat aus dem Schicksal der ostelbischen Utopisten. Oder nicht lernen will...! Wer bis zur TAE-Dose noch als Alleinherrscher inthronisiert ist, was soll der darüber nachdenken, die Anbieterpreise auf ein gefordertes Maß zu senken? Das Internet wird mit jedem neuen Tag umfangreicher. Die Datenmenge nimmt stetig zu. Höhere Downloadgeschwindigkeiten sind ein Muß, wenn man nicht den Anschluß verlieren will. Doch die Deutsche Telekom denkt nur ans Abgreifen.

Während in weiten Teilen der U.S.A. DSL allgemeiner Standard ist, der Übertragungsgeschwindigkeiten von 750kbit/s, ja neuerdings sogar 1,5Mbit/s zuläßt, wurschteln im verarmenden Vaterland des Deutschen Michels immer noch Millionen Internetbenutzer mit 56k-Modem und entsprechenden Ladezeiten herum. Warum? Sehen Sie sich die Preise an, die von der Telekom als wahre Schnäppchen offeriert werden:

- Monatlicher Preis Telephonanschluß bei DSL-Benutzung: € 25,-
- Monatlicher Anschluß von T-DSL „flat-rate“ (Gloria – Viktoria! Es geht mittlerweile sogar schon ohne ISDN!): € 30,- (wir lassen an dieser Stelle mal das „29,95-Getue und nennen die Dinge beim Namen!)

So, und jetzt telefonieren wir noch ein bißchen und schwupp – sind wir bei weit über DM 100,- Kommunikationsgebühren pro Monat. Dazu kommt, daß die meisten Bürger noch ein Mobiltelefon benutzen. Spätestens jetzt gibt es bei den Telefonkosten kein Halten mehr.

Natürlich bekommt man DSL auch schon für monatlich € 10,-. Aber was kann man schon mit einer läppischen, weil auf 1 GB limitierten Transferrate anfangen? Und überschreitet man die, wird es böse teuer. Außerdem ist es lästig, in Heimnetzwerken den Router ständig aus dem System heraus abschalten zu müssen. Der aber ist ja nun einmal permanent im Internet, wenn er denn nicht von innen her gekillt wird... Für DSL-Flat 1500 mit einer zeitgemäßen Übertragungsgeschwindigkeit von besagten 1,5Mbit/s kostet einen Interessenten gleich € 100,- im Monat! Als Beleg für diese Angaben zitieren wir die entsprechenden, zugegebenermaßen etwas verwirrenden Prospekte der Deutsche Telekom AG, Stand Frühjahr 2004.

Wenn man nun diese Preise nicht unterschreiten kann ohne unwirtschaftlich zu werden, warum geht es dann in den U.S.A.? Man nennt die führenden Industrienationen unserer Zeit nicht zu Unrecht „Informationsgesellschaften“. Am schnellen Datenaustausch bis hinunter in den privaten Sektor hängt vieles, wenn nicht alles ab. Eine solche überzogene Preisgestaltung hingegen ist kontraproduktiv und läßt das Gros der potentiellen Benutzer vom Umrüsten auf DSL-Technologie zurückschrecken. Damit wird die Entwicklung informativerer, aber eben datenreicher Seiten gehemmt, weil eben viele Menschen Zeit, Mühe und Kosten scheuen, diese Seiten aufzurufen oder gar herunterzuladen.

Insofern wäre es wünschenswert, wenn eine Preisregulierungsbehörde für den öffentlichen Datenverkehr auf den Konzern Deutsche Telekom machtvoll einwirkt, um eine spürbare Nachbesserung in deren Preisgefüge zu erzielen. Was wir darunter verstehen? Nun, wenn man alles in allem in jedem Monat € 15,- hinblättert und damit der Grund- sowie der DSL 1500 „flat rate“ – Anschluß bezahlt sind, dann sollte von seiten der Telekom der Grundstein für den wirtschaftlichen Aufschwung gelegt sein. Die Zahl der Teilnehmer würde sich in kürzester Zeit potenzieren. Die damit verbundenen Mehreinnahmen sollten die jetzt überzogenen Preise, die man von vergleichsweise Wenigen erzielt, mehr als kompensieren. Das entspräche vernünftigem kaufmännischen Denken und Handeln.

So wollen wir hoffen, daß sich diese Einsicht bis in die entsprechenden Etagen der Telekom durchsetzt. Doch zu solchen rationalen Erkenntnissen gelangt man wohl immer nur unter dem Druck der Konkurrenz, nicht wahr?

P.S. Kaum geschrieben, hatten wir einen Monteur der Telekom im Hause. Es gab ein Problem mit der Erst-TAE-Dose. Zunächst einmal mußten wir dreimal telephonisch diskutieren, bis uns eine ziemlich schnippische Telephonistin bei der Telekom einen Monteur vermittelt. Zunächst einmal bekamen wir eine neue TAE-Dose zugesandt – zur Selbstmontage. Geht ganz einfach – idiotensicher. Das ist Service, was?

Doch wir ließen nicht locker, zumal die alte und die neue Dose verschiedene Anschlußleisten aufwiesen. Der Monteur kam. Und was fand er heraus? Zwei Modem-Kabel mit unterschiedlichen Belegungsformen (wie kann denn so was auf den Markt kommen, gibt es keine verbindlichen Standards?) sind unter den Geräten vertauscht worden und nichts ging mehr. Wir atmeten zunächst tief durch, als auch das Monteureigene Kabel denselben Ausfall verursachte. Waren wir doch vorher als bißchen unterbelichtet charakterisiert worden. Alternativ dazu hätte das Ganze übrigens nie funktionieren können. Der Haken dabei war, daß wir gut vier Jahre mit einem einwandfreien System gearbeitet hatten. Aber irgendwann eben muß es zu diesem fatalen Kabeltausch gekommen sein.

Anschauen, richtig zuordnen, fertig! Anfahrt € 60,- + eine Arbeitsstunde! Ja, sind die denn wahnsinnig geworden? Bei den astronomischen Grundpreisen für einen simplen Service noch so ein Geld zu verlangen, ist an Unverschämtheit nicht mehr zu überbieten. Wie ist es zu rechtfertigen, daß eine simple Anfahrt mit sage und schreibe € 60,- berechnet wird???? Das ist Brigantentum und Strauchdieberei. Organisiertes Verbrechen – nichts sonst. Da nutzt ein Monopolist – denn wir erinnern uns: das ist die Telekom bis zum TAE-Ausgang an der Wand in kaltschnäuzigster Weise seine Position am Herzen einer für die Gesellschaft lebenswichtigen Ader – nämlich des Kommunikationssektors. Wir wünschen der Telekom noch recht viel Konkurrenz und das sie an ihrer Gier ersticken möge!

Die Krise, der Sparkurs und die Wirtschaft

B. St. Fjollfross

Hurra, es geht wieder aufwärts! Der Konjunkturmotor sei nach den einschneidenden Maßnahmen der Bundesregierung wieder angesprungen, läßt letztere stolz verkünden. Das Wachstum schlägt wieder mit Eins Komma noch was Prozent zu Buche. Die Exporte nehmen wieder zu, die Wirtschaftslokomotive gewinnt an Fahrt. Das bedeutet zwar nun nicht unbedingt ein Mehr an den so heiß begehrten Arbeitsplätzen, und ein engmaschigeres soziales Netz wird auch nicht wieder gestrickt – aber es geht voran!

Was fehlt, ist die schmetternde Fanfare, die wir von der Tönenden Wochenschau des Anfangsjahres 1945 gewohnt sind. Haben doch unsere Großeltern in ebenso zuversichtlichen und vollmundigen Beiträgen erfahren, daß gerade die rasch schwindenden Kräfte des zusammenbrechenden Bolschewismus sich die morschen Zähne im Kampf um die Reichshauptstadt ausbeißten, aufgehalten durch den eisernen Widerstand des Volkssturms und der Aussicht auf des „Führers“ Wunderwaffe. Was folgte war die Kapitulation; erst in Tempelhof und dann, noch mal fein für die Kameras und damit für die Augen der Welt – in Karlshorst.

Wann wird die Bundesregierung kapitulieren? Und damit ist nicht nur die amtierende gemeint. Die nächste braucht sich doch nicht einbilden, den Karren wieder flottzumachen, der seit den Sechzigern/ Siebzigern systematisch in den Dreck gefahren wurden.

Als die ganze Nachkriegsbundesrepublik unter der Sonne des Wirtschaftswunders jauchzte, man müsse jetzt investieren, und sei es auf Pump! Kreditwirtschaft wurde Staatsraison. Schuldenmacher galten über Nacht nicht mehr als Diebe, sondern als Wirtschaftsbeförderer. Und die größten Schuldenmacher durften sich mit dem Titel „Leistungsträger der Bundesrepublik Deutschland“ schmücken. Vorbei die preußischen Maximen, daß sich öffentliche wie private Haushalte auf eine solide Finanzierung gründen müssen. Auf Mittel, die realiter vorhanden sind – nicht auf vage Zukunftsoptionen nach dem Motto: „Es wird schon gut gehen!“

Heute kaufen, später bezahlen! Das war der Leitfaden einer ganzen Gesellschaft. Und die Kreditierung wurde bald für den ganzen Wirtschaftskreislauf sogar von Experten als unabdingbar angesehen: Wirtschaft kann sich nur auf Kredite stützen, sonst läuft sie nicht!

Hier wurde eine Mentalität entworfen, gebildet und zementiert, die sich bis an das Hirn des letzten Arbeitslosen und Sozialhilfeempfängers fraß. Die allerdings merkten zuerst, was es bedeutete, wenn das Kreditsystem an seine Grenzen stieß. Und das passiert naturgemäß dann, wenn der Schuldner seine Verpflichtungen nicht mehr leisten, die Forderung des Gläubigers nicht mehr bedienen kann. Erster geht Bankrott, letzterer nimmt Schaden.

Auf welch waghalsige Prognosen hin die Bundesrepublik in den besagten Jahrzehnten der Hochkonjunktur immer neue Anleihen aufnahm, läßt sich heute wohl nur noch von Historikern nachvollziehen. Es mögen mehrere Faktoren eine Rolle gespielt haben. Zwei davon seien an dieser Stelle stellvertretend genannt.

1. Wahrscheinlich glaubte jedermann, die wirtschaftliche Entwicklung müsse linear oder gar parabolisch so weiter verlaufen. Von zyklischen Krisen des Kapitalismus wollte keiner etwas wissen. War doch nur kommunistisches Geschwätz! Und überhaupt! Wer wollte denn hier vom Kapitalismus reden? Man hatte eine Soziale Marktwirtschaft. Das gehörte sich einfach nicht, etwas so schönes mit einem solch häßlichen Unwort zu belegen, daß nach rauchenden Schloten, Ausbeutung und Manchester roch. Man sagt ja auch anstandshalber „dunkelhäutiger Mensch“ statt „Neger“. Und wer sich gerade zu den Klängen von Straußens Walzern beim Wiener Opernball dreht, der denkt ungern an die unvermeidliche Rechnung oder gar die Probleme, die schon vor dem Ausgang warten.
2. Wenn doch einer der damals maßgeblichen Politiker die Wahrheit erkannte, wird er schon aus Gründen der persönlichen Vernunft das Maul gehalten haben. Warnen? Das wäre einem politischen Selbstmord gleichgekommen. Kehren wir zu unserem besagten Opernball zurück, wird das deutlich: Wie lange könnte sich schon ein Maitre de Plaisier halten, wenn er, wenn's gerade am schönsten ist, in die Menge bläkt: „Und, Herrschaften, denkt's bittschön noch an die Rechnung! Das Späßerl hier ist net umsonst“?

Und jetzt? Wo das Kind nun definitiv in den Brunnen gefallen ist. Wo der Konsum rasend zurückgeht und das Ladensterben statt dessen reziprok zunimmt? Wo die Arbeitslosigkeit schwindelnde Höhen annimmt und das Kapital permanent droht, den maroden Wirtschaftsstandort Deutschland

vollends zu verlassen? (Sie werden es nicht tun! Denn der ehemals gut bezahlte deutsche Arbeiter wird sich über kurz oder lang zu Dumping-Preisen verkaufen müssen, wenn er denn am Leben bleiben will. Es wächst eine neue Generation billigster Kulis heran, ungebildet und schwach, bereit, den Dreck von der Straße zu klauben für ein paar Eurocent.)

Ein paar alte „Wessis“ werden noch aus zahnlosem Munde auf die Wiedervereinigung schimpfen, der der Untergang ja zuzuschreiben sei. Sie werden mangels Hirnmasse bis in ihren Sarg nicht begreifen, daß an dem Wirtschaftsdesaster Deutschlands schon fleißig gestrickt wurde, als sie sich noch wie die Photoapparat – behängten Herren Europas fühlten und Egon Bahr lauthals trompetete, man „werde sich die D.D.R. als Vorgarten zulegen“. Dieselbe unerträgliche Arroganz im übrigen, die der Autokrat Kohl an den Tag legte, als es denn soweit war. Wir alle erinnern uns wohl noch der versprochenen „blühenden Landschaften“ und „keinem werde es schlechter, vielen aber besser gehen!“

Nein, der „Landbote“ ist beileibe kein Apologet der D.D.R. Sie war ein Experiment, das anfänglich gut gemeint aber ziemlich unrealistisch und versponnen war, später hingegen ein verheucheltes, korruptes Klammern einiger Bonzen und ihrer Brut an der Macht. Diesem Klammern wurde bedenkenlos die Bewegungs- und Entscheidungsfreiheit eines ganzen Volkes geopfert. Wir haben wenig Grund, diesem untergegangenen System, das so nie funktionieren konnte, hinterherzutruern. Sie ist Vergangenheit und das soll sie bleiben!

Unsere gegenwärtigen Probleme aber heißen – Schulden! Schulden von gigantischem Ausmaß. Staatsschulden! In Billionenhöhe. Schulden, deren Zinsen alleine schon ein Volksvermögen aufzufressen in der Lage sind. Schulden, an deren Tilgung schon lange nicht mehr zu denken ist.

Nicht um sie abzubauen – um die Zinsen noch zahlen zu können, wird jetzt allerorten bis zum Abwinken eingespart. Und zwar bei denen, die keine Lobby haben und von denen daher wenig Widerstand zu befürchten ist: Den Almosenempfängern der Nation, den Rentnern, den Angestellten kleiner Unternehmen. Es wird ihnen das letzte Hemd über die Ohren gezogen. Aber damit nimmt man ihnen auch die Möglichkeit zum Konsum. Scheiß Spiel, das! Denn wenn die, die die Masse eines Volkskörpers stellen, nichts mehr umsetzen, dann zieht das eine ganz unangenehme Lawine nach sich. Wie beim Domino kippt Stein für Stein. Man setze sich beispielsweise in den 149er Bus, der vom Berliner Zoologischen Garten über die Kantstraße nach dem Westen der Hauptstadt fährt und schaue links und rechts aus dem Fenster. Und man wiederhole die Fahrt im Abstand von wenigen Wochen. Den hervorstechendsten Eindruck wird man von dem grassierenden Ladensterben gewinnen. Eine der ehemals zu den besten Geschäftslagen des reichen Berliner Westens zählende Einkaufsmeile zeigt uns immer mehr leere Schaufensterhöhlen, ab und an mit einem Schild „zu vermieten“ behaftet.

Wer da Pleite gegangen ist, wird der noch bei seiner Bank um einen Baukredit für ein Einfamilienhaus nachsuchen können? Im Ernst? Welche Baufirma wird sich dann noch über den Zuschlag freuen dürfen? Wo werden denn die Bauarbeiter dieser Firma noch einkaufen oder Urlaub machen können? Oder muß die Hausbank des Ladenbesitzers nicht vielmehr selbst einen Verlust verbuchen, sie mag dem armen Teufel von Schuldner gleich eiserne Daumenschrauben anlegen oder nicht!? Das liegt der Hase im Pfeffer. Jedem Politikergeschwätz zum Trotz. Die Bundesrepublik steuert auf ihre Zahlungsunfähigkeit zu! Und das mit logarithmisch beschleunigtem Tempo. Selbst wenn sie, die ja per Grundgesetz als „Unternahmen Bundesrepublik Deutschland“ nicht Konkurs gehen kann, sich mit einem Gesetzesbeschluß

handstreichartig ihrer Verbindlichkeiten entledigt, wäre das kein Ausweg. Mit den oft alterssichernden Einlagen großer Teile der Bevölkerung, von Unternehmen und Banken würde das nationale sowie internationale Vertrauen in die Solidität dieses Staates unwiederbringlich flöten gehen. Das Letztere wäre das Schlimmste! Die Bundesrepublik hätte sich endgültig als Bananenrepublik etabliert. Willkommen in der Dritten Welt!

Auch wir wissen keinen Ausweg. Aber diese gottlose Augenwischerei, diese verlogenen „Frontberichterstattung“ ist keinesfalls eine akzeptable Lösung. Um ein Problem anzugehen, ist es zunächst einmal vonnöten, ihm klar und fest ins Gesicht zu sehen. Gelaber und Gesülze helfen da wenig!

„Bau auf, bau auf, bau auf, bau auf, Freie Deutsche Jugend – bau auf! Für eine bessere Zukunft...“ so sangen einst die Jungkommunisten der verblichenen D.D.R. unseligen Angedenkens. Noch mal: Wir brauchen die „Zone“ nicht zurück! Aber etwas von ihrem Aufbruchswillen gepaart mit unseren bewährten preußischen Tugenden – das wäre schon mal ein Anfang.

Die Rede des Johannes Rau

B. St. Fjollfross

Der Bundespräsident hat gesprochen! Wie schön! Es ist doch etwas wunderbares um so ein repräsentatives Staatsoberhaupt, seit wir keine gekrönten Monarchen mehr unser eigen nennen. Selbst Schuld! Wir haben's ja nicht anders gewollt.

Aber, damit wir nicht ganz so dekapitiert dastehen, wurde das ziemlich saft- und kraftlose Amt des Bundespräsidenten installiert. Die Vaterfigur, die zwar nichts mehr zu bewegen vermag, höchstens noch abzunicken, der aber von Zeit zu Zeit gestattet ist, den moralischen Zeigefinger zu heben.

Das tat er jüngst, der Bundesvater. Er mahnte eine neue Ethik an. Eine Ethik, die der sich ändernden Wirtschaftsstruktur Rechnung tragen sollte. Eine Ethik, die unter den sich verschärfenden Bedingungen der globalisierten Wirtschaft diejenigen nicht völlig unter die Räder kommen läßt, die nicht Schritt halten können. Die materiell und geistig Armen nämlich.

Das ist alles sehr ehrenwert. Und es ist vollkommen blödsinnig. So blödsinnig, daß man sich fragt, ob das Deutsche Volk denn nun wirklich davon abhängig ist, sich die Fata Morgana eines großen, weißen Märchenonkels in Gestalt eines Bundespräsidenten zu leisten. Einer hochbezahlten Überfigur, die nur noch dazu taugt, Gutenachtgeschichten zu erzählen. Einer allmächtig wirkenden, dem irdischen Dasein entrückten Vaterfigur, die stellvertretend für den imaginären Lieben Gott in den Wolken, im Schlosse Bellevue thront und darüber wacht, daß man die Geschundenen dieses Landes nicht zu sehr auspresse.

Was nun wollte Herr Rau, der amtierende Präsident, denn nun? Worum ging es in seiner Rede? Zunächst einmal stellte er fest, was wir alle wissen: Daß nämlich das Kapital dabei ist, die Ära der Nationalstaaten in die Archive der Geschichte zu versenken. Nationale Grenzen werden in den internationalen Kapitaltransfers schon seit langem aufgehoben. Um die unterschiedlichen Rechtslagen der noch auf dem Papier existierenden Staaten kümmern sich ortsansässige juristische Abteilungen und Steuerfachleute. Ansonsten verlaufen die neuen Grenzen nicht mehr entlang irgendwelcher Flußläufe

oder Landmarken, sondern zwischen den einzelnen Automobil- oder Waschmittelkonzernen, Ölmultis oder Pharmariesen. Selbst die Kriegsschauplätze haben gewechselt. Weg von den blutigen Schlachtfeldern der Vergangenheit – hin zu den sauberen aber eiskalten Vorstandsetagen. Sieger und Besiegte verstümmeln einander nicht länger mit Schwert und Armbrust – sie übernehmen das Reich des Besiegten. Die Unterlegenen verlieren ihre Aktienwerte und damit einen Teil ihres Vermögens, oder ihre Arbeit und damit einen Teil ihrer Existenz.

Der Herr Bundespräsident beliebte das so auszudrücken: Kapital und Arbeit begannen sich voneinander zu trennen. Und eben dieser Umstand verlange nach einer neuen Ethik.

Ja, um Gottes Jesu Willen! Was denn für eine Ethik? Vernahmen wir da die Stimme aus Wolkenkuckucksheim? Auf welcher Erde ist dieser Gutmensch zuhause? Die Beherrscher des Kapitals mögen sich so manchen Luxus leisten. Ethik aber gehört zu den Artikeln, die selbst ihnen zu teuer ist. Denn das Kapital kennt keine Ethik. Es kennt nur das Streben nach Profitmaximierung! Es kennt das: Ich oder Du. Dazwischen ist nicht einmal ein Ängström Raum für irgendeine wie auch immer geartete Ethik. Es gibt kein Fairplay untereinander und schon gar keines für irgendein anonymes menschliches Beiwerk, das für die Durchsetzung der Interessen des jeweiligen Molochs „Kapital“ nicht eben unentbehrlich ist.

Das von den alten Hellenen prognostizierte „Eiserne Zeitalter“ hat uns eingeholt. Die Bundesrepublik Deutschland, einst einer der reichsten Nationalstaaten der Erde, versucht als Staat noch ein paar Aufgaben für seine Bürger wahrzunehmen. Das gelingt von Jahr zu Jahr weniger. Nicht nur, weil in diesem Jahr während der fetten Zeit der Nachkriegskonjunktur erbarmungslos aus dem Vollen, auf Pump und über alle Verhältnisse gewirtschaftet wurde, sondern weil die, wo noch vorhandene, moderne ortsansässige Industrie ohne mit der Wimper zu zucken mit Wegzug und Aufgabe des Wirtschaftsstandortes Deutschland droht, wenn der staatliche Fiskus die Steuerschraube zu hart anziehen sollte.

Und wenn die Industriemagnaten diesen Schritt mit Zwängen begründen, die sich aus dem internationalen Wettbewerb herleiten, dann haben sie damit nicht einmal unrecht. Wir stellen also fest, daß die öffentlichen Mittel von Jahr zu Jahr knapper werden. Und wer soll jetzt also für die sozialen Belange der Bundesrepublik finanziell aufkommen? Coca Cola etwa, mit Sitz in Atlanta? VW oder Schering?

Die sind an den Deutschen nur als Konsumenten ihrer Produkte interessiert. Und wenn die Deutschen mangels Dollars im Portemonnaie nicht mehr konsumieren können, wie die Mehrheit der Neger in Afrika oder der Kulis in Asien, oder der Favelabewohner von Süd-Amerika, na dann fallen sie eben vom Tellerrand. Fertig! Oder sollte es tatsächlich ein paar Träumer geben, die da glauben, die Deutschen würden geschont, weil ihre Voreltern doch solche Kulturträger gewesen sein?

„Vae victim!“ dröhnten die römischen Legionen. „Gnade Gott den Besiegten!“ Das gilt nach wie vor. Nur daß das Sterben der Besiegten zu Zeiten der blutigen Kriege vergleichsweise schnell und schmerzlos vor sich ging: Ein Schwert in den Bauch, oder, wenn's dicke kam, Hütte abgebrannt und Vorräte geklaut – Hungertod! Heute zieht sich das Theater weitaus mehr in die Länge. Sozialer Abstieg, Verelendung, Massenarbeitslosigkeit, innere wie äußere Verödung. Die paar Hanseln, die diesen Prozeß begreifen, werden ihn nicht ändern. Nicht die militanten Steinwerfer von Genua, der „Landbote“ nicht mit seinen Artikeln und nicht seine Eminenz der Herr Bundespräsident mit seinen weihvollen Reden.

Denn dieser Prozeß entspricht dem Nackten Affen und allen Gesetzen der evolutionsgelenkten Natur. Er ist ehern. Und er duldet ähnlich wie ein Naturgesetz keinen Aufschub. Ich oder Du! Und der sich als Stärkster erwiesen hat, hat das Privileg erworben zuletzt zu verrecken. Am Doomsday nämlich, wenn alle Energieressourcen aufgebraucht sind und sich selbst die Milliardenvermögen von Gates und seiner Microsoft Corporation in Wohlgefallen auflösen, weil man für alle Milliarden der Welt nicht ein Stück Braunkohle, nicht einen Tropfen Öl mehr kaufen kann. Das ist das unabänderliche Schicksal unserer menschenbewohnten Welt. Alles andere ist „Fantasy“ – genau wie die Ethikrede des Johannes Rau!

Die Weltoffenheit des Deutschen Michels

– Masochismus, Selbstverleugnung oder erhabene Größe?

Don M. Barbagrìgia

Mitten in Berlin: Wir stehen unter dem Brandenburger Tor und schauen uns um. Ja, ohne Zweifel: Das ist die Gute Stube der deutschen Hauptstadt. Hinter uns die Straße des 17. Juni, vor uns die weltberühmten „Linden“, neben uns das Adlon, das Palais Liebermann, die französische Botschaft. Ja richtig, die französische Botschaft... Die erinnert uns auch gleich daran, wie der Platz heißt, auf dem wir stehen. Es ist der Pariser Platz. Der zentrale Platz der deutschen Hauptstadt Berlin heißt: „Pariser Platz“. Auf ihm hallten die Tritte der napoleonischen Armee, als sie unter der Führung des kleinen Korsen mit dem ausgeprägten Hang zum Größenwahn nach Osten aufbrach und das schwache, nachfriderizianische Preußen überrannte. Das waren die Truppen des Landes, das seine hugenottischen Töchter und Söhne in der Bartholomäusnacht abschlachtete und dann von Zeit zu Zeit und immer mal wieder ins Exil trieb.

Der Brandenburger Große Kurfürst und seine Successoren nahmen die Verjagten auf. Toleranz, christliche Barmherzigkeit, wirtschaftliches Kalkül? Vielleicht auch ein Mix von allem. Ist auch egal! Fakt ist, daß die zugereisten Franzosen in der Folgezeit sehr inspirierend auf die Märker wirkten, die viel von der romanischen Kultur übernahmen. Bis hinein in die Sprache der Gosse wurde französisiert was das Zeug hält. Man saß beim Friseur auf Chaiselongues und wühlte im Portemonnaie, um den Maitre Coiffeur zu bezahlen. Hernach ließ man sich in der Limousine über die Chaussee nach Hause fahren, um das Chemisett zu wechseln. Sie sehen, die unselige Anglizismenschwemme, die Herr Bajun bereits in seinem Artikel „Sprache – über die geistlosen Kunstwörter“ kritisierte, war in ähnlicher Form schon des öfteren in deutschen Landen zu Gast.

Neugierig geworden werfen wir einen Blick auf den Stadtplan unserer Heimatstadt Berlin und werden fündig: Wir entdecken nicht nur einen Pariser Platz - nein, nein, aus der jüngsten „Franzosenzeit“, der alliierten Vier-Mächte-Besatzung nämlich, ist uns ein ganzes Quartier Napoleon überkommen. Können Sie sich in Paris ein „Kaiser-WilhelmII.-Gedächtnisviertel“ als Teil eines Pariser Arrondissements vorstellen? Sie lachen? Wie schön! Während sich im Berliner Norden gar eine Rue Andre-le-Norte, eine Rue Ambroise-Pare, eine Avenue Charles-de-Gaulle, eine Avenue Jean-Mermoz und auch eine Jean-Jaures-Straße tummeln, finden wir im Norden des Berliner Stadtbezirks Wedding ein ganzes britisches Viertel, das von der Londoner Straße angeführt den britischen Städten Liverpool, Glasgow, Belfast, Bristol, Cambridge, ja sogar dem irischen Dublin ein Denkmal setzt. Die Aufzählung ließe sich beinahe beliebig mit holländischen, polnischen, dänischen, norwegischen Schweizer,

böhmischen, italienischen und ungarischen Ortschaften bereichern. Gar kein Problem! Ist das nun ein Zeichen für deutsche Weltoffenheit? Dann nehmen Sie doch mal einen Stadtplan von Paris, Budapest, Turin oder einer x-beliebigen anderen Metropole außerhalb der deutschen Grenzen in die Hand und suchen sie eine Rue Berlin, eine Berlin utca, ein Berlinvej, eine Berlin-Road, ein calle de Berlin oder eine via Berlin. Sie werden lange und vergeblich suchen.

Dieses Phänomen ist nun beileibe nicht auf die Bezeichnung von Straßen beschränkt. Das ganze Theater wiederholt sich nahtlos in deutschen Kreißsälen. Die Kinder, die in ihnen zur Welt kommen, tragen oft Namen, deren Exotik sich häufig umgekehrt proportional zum Intelligenzquotienten ihrer Eltern verhält. Was wollen diese Leute damit zum Ausdruck bringen? Was will das Volk, das aus diesen Leuten besteht, zum Ausdruck bringen?

Wie kommt es, daß das deutsche Fernsehen in masochistischer Manier pausenlos Filme und gar Serien ausstrahlt, die stets und ständig deutsche Soldaten oder Bürger als böse und sture Deppen darstellen, während die französischen, englischen, amerikanischen Gegenspieler (in der ehemaligen D.D.R. waren es sogar Russen) als clevere und ausgeschlafene Jungs mit Lebensart und Sinn für Witz und Kultur obsiegen. Diese cineastischen Meisterwerke sind nota bene sogar in die deutsche Sprache synchronisiert wurden und werden vom deutschen Fernsehpublikum begeistert aufgenommen. Ich denke da an Streifen wie „Die tollkühnen Männer in ihren wackligen Kisten“, „Das dreckige Dutzend“, oder „Ein Käfig voller Helden“. Mal im Ernst – und ich frage das als Italiener – wäre ein solcher Stoff mit umgekehrten Vorzeichen irgendeinem Volk außer den Deutschen zuzumuten?

Sicher, die deutschen Nationalsozialisten sind die übelsten Verbrecher, die je die Luft dieses Planeten geatmet haben. Aber war unser Mussolini – Duce ein Deut besser? Oder die japanischen Faschisten? Oder der Caudillo Franko? Oder die Ton-Ton-Maquut auf Haiti? Idi Amin Dada aus Uganda? Genosse Stalin, der Massenschlächter? Pol Pot und Yeng Sari aus Kambodscha? Was ist mit den amerikanischen Kriegsverbrechern, die den vietnamesischen Regenwald entlaubt haben um den „gelben Affen“ im Namen der Demokratie und der internationalen Hegemonie des amerikanischen Großkapitals ein bißchen Phosphor und Napalm auf den Pelz brennen zu können?

Können Sie sich bei der ganzen Vielzahl der amerikanischen Fernsehkanäle auch nur einen einzigen vorstellen, der ein amerikanisches Kriegsgefangenenlager als Schauplatz zeigt, in dem die „gelben Affen“ den vertrottelten amerikanischen Bewachern auf der Nase herumtanzen und gleichzeitig mitten im Lager eine Kernzelle des Widerstandes etablieren (Ein Käfig voller Helden)? Tolle Idee, was? Wie wär's? Füllen Sie die Marktlücke! Drehen Sie solch einen Schinken und bringen Sie ihn auf den amerikanischen Fernsehmarkt! Michael Moore wird jubiliere! Denn er wird im selben Augenblick zu Ihren Gunsten von der Hitliste der von den Amerikanern meistgehaßten Menschen gestrichen.

Aktualisieren Sie das Thema, und lassen Sie die gefangenen Taliban auf Guantanamo die Rolle des Colonel Hogan und seiner Getreuen spielen! Es wird ein Kracher - garantiert. Zumindest wird ihre Nachbarschaft das der Polizei zu Protokoll geben, nachdem Ihr Auto explodiert ist. Woher nur kommt diese kerndeutsche Selbstkasteiung? Herr Fjöllfross behauptet steif und fest, das habe mit der deutschen Tragödie zu tun, wie er die Entwicklung von Heinrich VII. über den 30-jährigen Krieg bis hin zum „Führer - GröFaZ“ nennt. Dort habe man den Deutschen das Selbstwertgefühl, das gesunde nationale Empfinden herausgebrannt, -vergewaltigt und -geschunden.

So daß die Deutschen, einmal nach 1870/71 zu Kräften gekommen, meinten, nun müsse alle Welt am deutschen Wesen genesen. Und nach dem unvermeidlichen Ende des Größenwahns hieß es: „Ganze Abteilung kehrt schwenkt, marsch!“ – jetzt werden alle erlöst vom Gutmenschen aus dem Land zwischen Rhein und Oder. Ob's denen paßt oder nicht!

Was bleibt unterm Strich? Eine Nation, die aus dem Unterbewußten heraus auf Schritt und Tritt ihre seelische Zerrissenheit offenbart, bis hinunter in die einzelnen Familien. Eine Nation, die andere entweder überfallen und unterwerfen oder sie permanent beglücken und nachäffen muß. Eine Nation, die aus dem seelischen Gleichgewicht geworfen wurde und nun auf der erfolglosen Suche nach einer ausgeglichenen, eigenen Mitte ist. Dabei gäbe es Material genug für solch ein Selbstverständnis. Denn das Volk der Deutschen war einst als Volk der Dichter und Denker in der Welt berühmt. Es war ein Volk, dem die Kraft bahnbrechender technischer Innovationen zu Gebote stand. Ein Volk, das es verstand, dieses Potential auch umzusetzen. Noch heute benutzen die Neger in Afrika beispielsweise fast einhundert Jahre alte Schiffe, um den Tanganjika-See zu queren, die Chinesen deutsche Braukessel, um Tsingtao-Bier zu brauen. Dort, fernab vom Mutterland dieser Technik, wo die deutsche Misere unbekannt ist, hat der Name „deutsch“ noch immer einen guten Klang.

Doch diese Deutschen nennen ihre Kinder Marcel und Ray, Mandy und Angélique. Glotzen aus der Budapester Straße sehnsuchtsvoll in eine imaginäre Ferne, in der alles besser zu sein scheint als hier und vergessen dabei, sich nach dem Golde zu bücken, das ihnen zu Füßen liegt. Das ist das wahre „Deutsche Fiasko“!

Wenn es doch nur echte Weltoffenheit wäre, die die Deutschen verleitet, nach allem Ausländischen zu schielen und es auf die ein oder andere Weise zu hofieren. Das wäre dann ein Zeichen von Souveränität. Von Stärke. Von Ehrerbietung den andersgearteten Nachbarn gegenüber. Aber leider Gottes ist dem nicht so. Wären nicht viele Deutsche bereit, einen Polen auf der Warschauer Straße anzuspucken und einen Neger in der Togostraße scheel anzuschauen?

Der Preußische Hinkende Landbote übrigens residiert in der Chausseestraße. Nein, nicht in der, die die Friedrichstraße von Berlin-Mitte übers Oranienburger Tor hinaus verlängert. Auch in der Provinz folgt man traditionell und schon immer den Vorgaben aus der Hauptstadt. Hätten wir eine Pariser Geschäftsadresse, so müßte es schon mit dem Teufel zugehen, wenn wir beispielsweise „Rue Landstraße“ als Absender auf unsere Couverts schreiben könnten.

Da dieser Herr jedoch wahrscheinlich keinen deutschen Paß besitzt und wir zu arm für eine Pariser Agentur sind, brauchen wir uns zumindest mit diesem Gedanken nicht weiter zu befassen.

Die Garnisonskirche zu Potsdam

B. St. Fjöllfross

Die „Potsdamer Neuesten Nachrichten“ eröffnen unter dem Datum des 13. Januar 2004 mit der Schlagzeile: „Aufbau der Garnisonskirche bis 2010“! Dieser Artikel weckt unser Interesse und schnell wechseln 70 Cent auf die andere Seite des Kioskresens. Das klingt ja, als wäre alles in trockenen Tüchern und die vielleicht preußischste aller Kirchen würde

wieder auferstehen wie der Vogel Phönix. Leider verspricht die Schlagzeile wieder einmal mehr, als sie bei näherem Besehen hält. Es dürfte bekannt sein, daß auch dieses Bauwerk als „Sinnbild einer reaktionären Epoche“ dem Verdienten Sprengmeister des Volkes, Genossen Walter Ulbricht, zum Opfer fiel. Das gleiche Schicksal erlitten das Berliner -, wie auch das Potsdamer Stadtschloß. Das Brandenburger Neustädtische Rathaus, das Kurfürstenhaus in derselben Stadt, die Leipziger Paulinerkirche – sie alle verkörperten die Kultur der historischen Verlierer der Schlacht um das Wohl der Menschheit. Und den neuen Machthabern waren diese Relikte im Weg.

Wo Bomber-Harris nur halbe Arbeit verrichtet hatte, vollendeten die Spreng- und Abräumkommandos der Kommunisten das Werk der Zerstörung. Was man mangels Kapazität oder unverschämt gutem Erhaltungszustand stehen ließ, wurde nicht selten dem Zahn der Zeit anheimgegeben. Über Jahrzehnte hinweg verfiel, was nicht hätte verfallen müssen. Zugegeben, die Kommunisten hatten erst einmal andere Sorgen. Und wir wollen ihnen nicht absprechen, daß ein arbeitender Mensch mit einem Dach über dem Kopf und satt zu essen eine gesunde Priorität vor dem Erhalt eines historischen Bauwerkes darstellt. Jedoch den Kulturleistungen ihrer Mütter und Väter Symbolcharakter zu verleihen um sie hernach planvoll aus dem Weg und dem Gedächtnis der Menschen zu räumen, das war eine von Dummheit zeugende Büberei!

Nun aber soll peu a peu das Geschehene korrigiert werden und wir verfolgen mit großem Interesse die verschiedenen Aspekte der Diskussion. Unser preußisches Herz schlägt mächtig für den Wiederaufbau dieses Gotteshauses und wir finden das leidige Gezänk um eventuelle Lesenehen oder Kirchenasyl abstoßend und unwürdig. Wir begrüßen Herrn von Boddians Anstrengungen um das Berliner Stadtschloß, freuen uns des Fortunaportals zu Potsdam und hoffen auf eine Rückkehr des dortigen Stadtschlösses.

Das dämliche Gerede um den angeblichen „Zombiecharakter“ solcher Nachbauten ist lächerlich. Warschau, Danzig und Dresden höhnen dieses Gefasels. Weitaus unerträglicher sind die Bauten aus Glas und Beton, die später oftmals den Platz der verschwundenen Kostbarkeiten einnahmen. Und wer wollte sich noch ernsthaft gegen die Wiederaufrichtung der Dresdner Frauenkirche aussprechen?

Solche Blickfänger sind nicht nur Touristenattraktionen, wenn einer meint es hänge alles, alles am Mammon. Sie sind in erster Linie Identifikationspunkte für die ortsansässige Bevölkerung. Diese These erscheint zu gewagt? Na dann mal frisch drauflos! Vergleichen Sie aus dem Bauch heraus Köln (Dom), Ulm (Münster), Regensburg (Steinerne Brücke) auf der einen Seite und Berlin Marzahn, Potsdam Schlaatz oder Rostock Lüttenklein auf der anderen Seite! Wenn jetzt noch jemand etwas von Kiezkultur stottern sollte, dann wollen wir des Pfeifens des Kindes im dunklen Walde gedenken und den Menschen getrost in seine Neubauhöhle ziehen lassen.

Diese zentralen Bauwerke sind oftmals markante Treffpunkte von vielen Menschen. Im Schatten der Dome und Schlösser und Bürgerhäuser erblühen oft Handel, Gastronomie und Gewerbe. Sie vermitteln etwas Anheimelndes. Und das Wort „anheimeln“ teilt sich nicht zufällig den Wortstamm mit „Heimat“ oder „Heim“. Wo er zuhause ist, wird sich der nicht-asoziale Mensch im Allgemeinen weitaus mehr in und für sein Umfeld engagieren, als in einer als drückend und fremd empfundenen Umgebung. Jeder, der im Geiste eine verwahrloste Vorstadtsiedlung bestehend aus Mietskasernen der Gründerzeit oder ein Neubau – „Ghetto“ mit einer gepflegten Ein-Familien-Haus-Siedlung vergleicht, wird wissen, wovon wir reden: Gepflegte

Vorgärten statt Graffitis und eingeworfener Telephonzellenscheiben. Das gilt natürlich auch und insbesondere für Städte, die ein natürlich gewachsenes Herz besitzen, das ihnen im letzten Kriege und der Nachkriegszeit herausgebombt wurde. Hoyerswerda, Berlin-Marzahn und –Hellersdorf, Stalinstadt und Halle-Neustadt sind die besten Beispiele für großflächig verplante, auf funktionelle Überlegungen ausgerichtete Architektur. Alleine die Nennung dieser Namen müßte die Entscheidung zum Wiederaufbau verlorener Bauwerke von Format hinreichend befördern.

Krisenzeiten und knappe Kassen dürfen nicht als Hinderungsgrund genannt werden! Das hieße, die von den Kommunisten gemachten Fehler wiederholen. Nein, in solch historische Substanz zu investieren heißt in die Zukunft investieren. Quellen des Wohlfühlens, der Identifikation und der Geldeinnahmen werden erschlossen. Man besche sich die Vorgaben, die von Hildesheim, Erfurt und Rothenburg ob der Tauber geschaffen wurden.

Die Sachsen haben diese Gedanken in ihrer Landeshauptstadt schon umgesetzt. Dresden erhält seinen Canaletto-Blick zurück. Die Dresdner und ihre Gäste werden es würdigen! Industrie und Kunst werden wieder mit Stolz auf ihre Niederlassungen in der wiedergeborenen Stadt von europäischem Rang verweisen respektive sich um solche bemühen. Da sind wir ganz sicher. Dresden hat das Zeug dazu, München wieder den Rang abzulaufen und zu zeigen, wo der Hammer hängt. Auch ohne U-Bahn! Währenddessen wird auf der preußischen Achse Berlin-Potsdam-Brandenburg/Havel gelabert, geschachert, gezankt und gestritten und nichts geht vorwärts. Bedenken über Bedenken. So schnell schießen die Preußen nicht!

Schießen sie doch! Zeigen wir doch endlich einmal, wer wir sind und daß man mit uns noch zu rechnen hat! Sind denn unsere kernige Energie, unsere Verbissenheit und unser Kampfesmut ins All entschwinden? Haben die, die viel zu lange unseren Namen „Preußen“ mißbrauchten, uns das Rückgrat gebrochen? Uns mürbe gemacht? Der „Tag von Potsdam“ war ein Tag des Verbrechens – gar keine Frage. Aber es sollen weder die recht behalten, die ihn ausgerichtet haben, noch die, die ihn vergessen zu machen suchten, indem sie uns unserer Kulturschätze beraubten.

Wir können den unseligsten Teil unserer Geschichte im tiefsten Salzstock unter der Erde einmotten, wenn wir unter anderem unseren Städten ihr vertrautes, weltbekanntes und schönes Gesicht zurückgeben, wenn sich unsere Kirchen und Synagogen, Schlösser und Bürgerhäuser wieder erheben und die Werte in Stein ausdrücken, denen zu leben sich unsere Altvorderen viele Generationen lang verpflichtet fühlten und die – davon sind wir überzeugt – einen ähnlichen Effekt auch auf die Nachkommenden erzielen werden. Seelenlose Flächenfüller in Beton und Glas sind auch Narben, die unablässig an erfahrene Leid gemahnen!

Es geht nicht um verkitschte und verklärte, bühnenhafte Aufbereitung einer Vergangenheit, die es so sicherlich nie gab. Es geht darum, daß solche Monumente, die in den Herzen der Menschen wurzeln, ein Gefühl zu erzeugen in der Lage sind, das in etwa so lauten könnte: Wo die Spitze dieses Kirchturmes am Horizont erscheint, da bin ich zu Hause. Da gehöre ich hin. Dieses Schloß, diese Straße, dieser Stadtgraben gehören zu mir und ich gehöre zu ihnen. Wirtschaftskrise hin oder her. Hier bleiben wir und hier packen wir's an. Denn das hier ist unser!

Niemand wird ernsthaft versuchen wollen, die schreckliche Vergangenheit ungeschehen zu machen, indem er so tut, als wären die zerbombten Gebäude nie weg gewesen. Wo aber könnte sich der Wille zum Neuanfang und Wiederaufbau deutlicher manifestieren, als wenn man die Zerstörung umkehrt, Neues mit Altem verbindet und Funktionalität mit tradierten

Werten und der Erinnerung. Was über Jahrhunderte Gewachsenes vermag oder, wenn es fehlt, anrichten kann, wir sehen es am Beispiel der Amerikaner. Ihnen fehlt im Großen und Ganzen die Substanz. Sie haben sich einen Ersatz geschaffen – den Dollar. Etwas, das genauso wenig Seele hat, wie die, die ihn umtaumeln. Um kulturell zu bestehen, müssen sie permanent etwas von alten Kulturnationen entleihen. Etwas, was sie nie richtig besitzen werden und was ihnen ewig als Defizit nachhängt. Uns aber nicht. Wir besitzen es, wir haben es ererbt. Ein glückliche Fügung, die man nicht verstreichen lassen darf! Goethe – ein anderes Monument unserer Kulturgeschichte – lehrte uns: Was von Deinen Vätern du ererbt, erwirb es, um es zu besitzen. Genau das ist die Forderung an uns in dieser Zeit! Und hol's der Teufel: Es wird uns profitieren, es wird Früchte bringen in jeder Hinsicht! Wer's nicht glaubt, der mag die Ratsherren des obgemeldeten Rothenburg befragen.

Gesundheitsreform

- eine Replik -

von Herrn Fjöllfross

Da hören wir am 14. Oktober 2003 morgens im Radio, wie sich Frau Schmidt ereifert. Ja, Frau Ulla Schmidt, die Gesundheits- und Sozialministerin. Und worüber? Über Herrn Vetter, der da konstatiert, daß die geplante Gesundheits- und Sozialreform die kleinen Leute unter die Räder kommen läßt. Sie werden, so Vetter, so peu a peu von den Segnungen der Medizin ausgeschlossen, weil sie sich die nicht mehr leisten können und die Kassen die Bezahlung in den privaten Bereich delegieren. Sie streichen also die teuren Behandlungsmaßnahmen und Verordnungen aus ihren Katalogen und sagen: „Lieber Patient, du darfst zwar weiterhin dieselben Beiträge zahlen – wenn du Glück hast – aber der im Gegenzug dazu von uns getragene Leistungsumfang nimmt ab!“

Daraus folgt ganz simpel, so Vetter, daß die Leute halt früher unter die Erde kommen. Unter uns Pastorentöchtern nennt man das wohl „sozialverträgliches Früh-Ableben“. Und das ist der wunde Punkt, an dem die Frau Gesundheitsministerin getroffen aufheult. Ein Skandal! Wie der Herr Vetter nur so etwas behaupten könne! Um Himmels Willen! Das ist ja ein völlig ungerechtfertigtes Horrorszenario und Panikmache! Das Gegenteil wäre der Fall. Das Reformpaket werde geschnürt, damit auch weiterhin jedermann versorgt werden könne.

Ja, glaubt eigentlich die Frau den Blödsinn, den sie da zum Besten gibt? Natürlich, davon bin ich überzeugt. Frau Schmidts Kommentar entbehrt ja auch nicht jeder Grundlage. Die Geldtöpfe, die zur Begleichung der Versicherungsleistungen vorgesehen werden, sind beinahe leer. Und so wie es ist, kann es nicht weiter gehen. Keine Frage. Es ist hier nicht der Ort, detailliert nach den Ursachen zu fragen. Die finden wir in der Mentalität, die alle Bereiche der Gesellschaft in den fetten Jahren der Nachkriegskonjunktur aus dem Vollen schöpfen und alle glauben ließ, es gehe ewig so weiter. Dieser Raffke derjenigen, die bis zu den unermüdlich sprudelnden Geldquellen vorgestoßen sind. Dieses Hantieren mit öffentlichen und nichtöffentlichen Geldern, als wär's Monopoly-Geld. Und dieses Geschrei, daß eine moderne Volkswirtschaft ohne großzügige Kreditvergaben und – aufnahmen nicht überlebensfähig sei und überhaupt die ganze Nationalökonomie auf Krediten basieren müsse. Nun gut, der Karren sitzt fest. Die großen Pharmakonzerne haben sich nun mal an ihre Umsatzzahlen gewöhnt, die gesetzlichen Kranken- und Gesundheitskassen an ihre unüberschaubare Anzahl und ihre

meistenteils gewaltigen Verwaltungsapparate, Paläste und Gehälter. Das alles muß bezahlt werden. Und wenn man denn auch gezwungen ist zu sparen, dann doch bitte am einzigen Posten, der ernsthaft zur Disposition steht – nämlich an den Ausgaben für die Versicherten. Halten die aufgrund dessen im „teuersten Alter“ nicht ganz so lange die Hand auf – qui bono? Das klingt zynisch? Na jetzt mal die Frage: Wem ist denn mit Augenwischerei geholfen? Mit einullenden Gutenacht-Geschichten? Zum Teufel mit dem Gefasel! Vetter hat recht! Die Alten und Kranken haben keine mächtige Lobby. Das ist das Hauptsymptom, an dem sie leiden.

Sie können niemand ernsthaft unter Druck setzen – es sei denn unter moralischen. Aber wo der Dollar ein Machtwort spricht, da hat die Moral zu schweigen. Und Frau Schmidt? Die hat natürlich auch recht. Keiner soll ohne Almosen von den Türen der Ärzte und Krankenhäuser abgewiesen werden. Ein Pflaster und eine Aspirin für jeden. Das Händeschütteln und die Frage des Doktors: „Na, was fehlt uns denn?“ mit inbegriffen. Aber wenn's an die wirklich teuren Medikamente geht, an die aufwendigen und langwierigen Behandlungen, die Kuren und teuren Diagnostiken – dann, ja dann sieht's schon anders aus. Da ist dann die Eigeninitiative gefragt. Zahl oder vergiß es! Damit die Pharmakonzerne auch weiterhin die Ärzteschaft mit Tonnen von Werbegeschenken überhäufen und Einladungen zu „Fortbildungen“ aussprechen können, die zumeist nichts anderes sind als gehobene Kaffee-, Verkaufs- und Werbefahrten.

Damit die Kassen auch weiterhin Parkinsons Law gerecht werden und ihren Verwaltungsapparat ausdehnen können und schon die mittleren Chargen sich nicht mit den Alltagssorgen ihrer geringverdienenden Klientel herumschlagen müssen. Natürlich gibt das für die Pharmakonzerne einen häßlichen Einschnitt in der Gewinnbilanz, wenn gerade die vorzeitig wegfallen, die naturgemäß der Medikamente am dringendsten bedürfen. Aber seien Sie unbesorgt! Deren Reserven und Anlagen sind so gut gestreut, daß die wenigsten schon aus einem gewissen Eigeninteresse heraus anfangen werden, die Belange der Geringverdiener zu verfechten.

Es gibt ein gutes Einschlafmittel, das man eher am Kiosk als in der Apotheke beziehen kann: Einen Groschenroman beispielsweise. Zum Aufwachen empfehle ich dagegen Heine und Tucholsky und die gelegentliche Benutzung des eigenen Verstandes. Und es tut bitter not, aufzuwachen. Denn breite Kreise der Gesellschaft profitieren noch immer vom Dauerdämmer des Deutschen Michel. Wenn nichts mehr da ist, gibt es nichts mehr zu verteilen. Keine Frage. Aber die Verantwortlichkeiten müssen geklärt und die Schuldigen gebrandmarkt und – darauf aufbauend – Sicherungssysteme geschaffen werden, die es verantwortungslosen Profiteuren und Schmarotzern in Zukunft schwer machen, eine solche Misere herbeizuführen. Das ist das Gebot der Stunde. Und den Leuten reinen Wein einschenken, wie Herr Vetter. Und nicht dummes Zeug erzählen, wie Frau Schmidt. Wo man nicht weiß, ob die Frau grenzenlos naiv oder grenzenlos unverfroren oder gar am Ende beides ist.

(Natürlich bin auch ich nicht naiv genug, um Frau Schmidt für gelinde gesagt weltfremd zu halten. Ich bin es gewohnt, hinter der Person auf das Wesen des Menschen zu achten.) Frau Schmidt ist Politikerin und als solche hat sie es ziemlich weit gebracht. Zu weit, um jetzt noch politischen Selbstmord zu begehen. Hauptziel eines formatlosen Politikers ist es, etwas zu verwalten, nicht zu bewegen. Und wenn das zu Verwaltende nicht schön ist, dann muß es ums Verrecken schöneredet werden. „Die Leute wollen das halt so“. Und man will ja schließlich für die nächste Legislaturperiode wiedergewählt werden. Großer Gott, wie lange noch gibt sich Deutschland mit einem so unwürdigen Kasperletheater auf Ohnsorg-Niveau zufrieden...?)
Ihr Fjöllfross

Gesundheit und Medizin - das kostbarste und das teuerste Gut des Menschen

Betrachtungen über einen deutschen Treppenwitz

B. St. Fjöllfross

„Sei schlau – geh zum Bau!“ hieß es noch vor wenigen Jahren. Warum? Weil man auf dem Bau so richtig Geld machen konnte. Na ja, zumindest das, was Nicht-Rechtsanwälte, Nicht-Ärzte oder Nicht-Industrie-Magnaten unter Geld verstanden. Nun konnte ja nicht alles auf den Bau strömen, obwohl der Motor der Nachkriegskonjunktur in beiden deutschen Staaten kräftig brummte. Mancher hatte einfach nicht die Statur oder andere Voraussetzungen, um Hucker oder Polier zu werden.

Und irgend jemand mußte ja auch den Bus steuern, mit dem die Maurer morgens zur Arbeit kamen. Irgendwer den Müll abfahren, der in deren Haushalten so anfiel. Und wenn dann dem Anputzer eine Kelle auf den unbehelmteten Kopf fiel, wer brachte ihn ins Krankenhaus? Richtig – die Sanitäter vom Roten Kreuz, vom Rettungsdienst, den Johannitern oder Maltesern. Vielleicht war es auch der Arbeiter-Samariter-Bund, der sich in helfender Absicht zum verletzten Kollegen begab. Es ist wurscht! Fakt ist, daß selbst der Hilfsarbeiter auf dem Bau schon in einer tiefen Bewußtlosigkeit liegen mußte, um sich nicht krank zu lachen über die Lohnzettel der Sanis. Der Leute, die ihn gerade vor möglicherweise irreparablen Schaden bewahrten, oder sogar das Leben retteten. Busfahrer und Müllmänner durften ruhigen Gewissens in das dröhnende Gelächter einstimmen, selbst wenn sie mit ihrem Bus umgekippt oder ihnen dutzendweise gefüllte Mülltonnen auf die Füße gefallen waren. Denn, die da in Sani-Uniform vor ihnen standen um ihnen qualifizierte Hilfe zu bringen, bis der Notarzt oder das Krankenhaus übernahmen, waren die ärmsten Schweine unter der lichten Sonne Gottes. Weniger als sie bekamen eigentlich nur noch die Arzthelferinnen oder Rechtsanwaltsgehilfinnen.

Merken Sie's? Wir sprechen ganz bewußt von „bekommen“. Denn an dieser Stelle das Wort „verdienen“ zu erwähnen, wäre völlig verfehlt. Denn was „verdient“ jemand, der an exponierter Stelle, sozusagen an vorderster Front des „Menschen kostbarstes Gut“ zu bewahren versucht. Und dabei oftmals selbst Leib und Leben riskiert. Denn schon die Anfahrt mit Blaulicht und Sondersignal potenziert die schon alltäglichen Gefahren des Straßenverkehrs ins Aberwitzige. $F = m \cdot a$, lehrte uns Meister Newton: Kraft ist gleich Masse mal Beschleunigung. Greifen Sie selbst zum Taschenrechner und vollziehen Sie nach, welche enormen Kräfte spielen, wenn ein Rettungstransportwagen (RTW) von mehr als zwei Tonnen Gewicht und einer Geschwindigkeit von 70km/h auf ein Hindernis prallt, weil irgendein anderer Verkehrsteilnehmer das Martinshorn überhört, die Blaulichter übersehen hat. Hier wird in einem Bereich gearbeitet, der für die Beteiligten um einiges gefährlicher sein dürfte als ein Job in der Senatsverwaltung von Groß-Berlin. Und trotzdem wird letzterer vergleichsweise fürstlich entlohnt.

Selbst angestellte Krankenschwestern, obwohl ebenfalls nicht dem Hochlohnssektor zuzurechnen, können sich im Allgemeinen noch über ein Gehalt freuen, welches gut ein Drittel über dem eines deutschen Sanitäters oder Rettungsassistenten liegt. WARUM? Wie ist es zu rechtfertigen, daß sich die Bosse der Krankenkassen auf Kosten der Versicherten die Taschen vollhauen und die Männer und Frauen im Erstversorgungsbereich am Hungertuche knabbern lassen? Ist es der schrankenlose Zynismus der Leute an den Hebeln der Macht? Ohnmacht oder das schlichte Nicht-

Vorhandensein staatlicher Kontrollorgane? Daß man uns nicht mißverstehe: Dies ist kein Aufruf zum Barrikaden- und Klassenkampf. Wir würden es tun, wenn es denn zu etwas nutze wäre. Aber es funktioniert nicht! Schon der deutsche Nationalökonom Roettger hat anfangs der vierziger Jahre mit mathematischer Präzision nachgewiesen, daß eine Umverteilung der in der Gesellschaft kursierenden Werte a la Robin Hood nichts bringt. Natürlich kann man einigen Reichen alles nehmen und den Armen dafür geben. Was ist das Ende vom Lied? Jeder vormals Arme hat 4 Euro 50 mehr im Beutel. Und? Kann sich nun dem gehobenen Mittelstand zurechnen?

Die Verteilung der Gelder innerhalb des mittleren medizinischen Sektors jedoch unterliegt einer unerträglichen Schieflage und steht in keiner vernünftigen Relation mehr zu den dort erbrachten Leistungen und der permanenten Verantwortung, die auf den ambulanten Erstversorgern lastet. Der Kardinalfehler der deutschen Rettungsdienstler und Krankentransporteur besteht unserer Ansicht darin, daß sie sich nicht entsprechend organisieren, einen gemeinsamen Dachverband bilden, der mit einer Stimme spricht und der es versteht, die Mitarbeiter entsprechend zu mobilisieren.

Während Busfahrer und Müllmänner getrost in den Ausstand treten können um ihren Forderungen Nachdruck zu verleihen, werden die Ambulanzfahrer mit dem Ethos erpreßt, daß man kranke Menschen ja unmöglich um solch banaler Anliegen willen liegen lassen könne. Es wird Ihnen eine Pflicht zur Hilfe auferlegt, die sie in der Durchsetzungsfähigkeit ihrer Forderungen lähmt. Das sind moralische Daumenschrauben. Ihre Anwendung aber ist im höchsten Maße unmoralisch. Denn niemand aus dem Gewerbe käme auf den Gedanken, sich über einen Ausstand Gedanken zu machen, wenn denn die Entlohnung auch nur halbwegs mit der erbrachten Leistung und der dahinter stehenden Verantwortung korrelieren würde. Und natürlich können wir nicht verschweigen, daß dieses Gewerbe naturgemäß kaum Juristen oder zumindest andere studierte Leute beschäftigt. Die Möglichkeiten, den Verhandlungspartnern auf Seiten der Krankenkassen knallharte und fähige Repräsentanten gegenüberzustellen, die für ihre Klientel ähnlich erfolgreich agieren könnten wie die Gewerkschaftsbesse der Ver.Di sind sehr begrenzt. Nein, das ist Quatsch! Diese Möglichkeiten sind schlichtweg nicht vorhanden.

Und so kann man beispielsweise in Berlin regelmäßig erleben, wie die Krankenkassen ihre Partner im Transportgewerbe gegeneinander ausspielen, um die Preise ins Bodenlose zu drücken – natürlich im „Interesse der Versicherten“. Und da liegt der Hase im Pfeffer! Welche Qualität haben die Versicherten denn zu erwarten von Leuten, denen nichts anderes mehr möglich ist, als ihre Arbeitskraft zu solch jämmerlichen Bedingungen zu verkaufen. Aber so denken, heißt langfristig denken. Und diese Kunst scheint der heutigen, auf das schnelle Geld ausgerichteten Gesellschaft abhanden gekommen zu sein. Im übrigen müßte man schon sehr blauäugig sein, um den Scharwenzeleien der Kassen auf den Leim zu gehen. Es geht ihnen nicht um den Menschen und seine Gesundheit. Sie sind Wirtschaftsunternehmen, also geht es Ihnen um Gewinn. Und damit um möglichst viele Beitragszahler – um nichts sonst! Beitragszahler aber wollen geködert werden. Mit Kampfpreisen und –beiträgen. Und die lassen sich nur durchhalten, wenn man gnadenlos einspart.

- Bei den Magnaten der Kassen und deren Subalternen? Gott bewahre!
- Bei den unteren Schichten der eigenen Verwaltung? Das gibt Ärger mit deren Gewerkschaft. Und man darf nicht vergessen – die können streiken.
- Bei den Ärzten? Zu gefährlich. Die sind im Allgemeinen betucht, organisiert und mächtig. Die können auch schon mal kraft

eigener Wassersuppe der Frau Gesundheitsministerin den Hahn abdrehen und in einer Kraftprobe die Praxen geschlossen lassen. Grundversorgung gefährdet? Das tut weh. Da können die Kassen noch sehr mit dem Entzug ihrer Zulassungen drohen. Das sind doch im Endeffekt Papiertiger. Und auf das Ärztliche Ethos in Bezug auf den hippokratischen Eid rechnen zu wollen, ist völlig verfehlt. Die Zeiten sind vorbei. Zumindest beim Gros der Ärzte.

- Beim Versicherten? Na ja, dem werden halt die Leistungen gekürzt, das die Schwarte kracht. Aber das reicht noch nicht.

Also bei den Rettungsdiensten und Krankentransporten mit Ausnahme der verbeamteten Feuerwehr. Die sind ideal zum Pressieren. Wie oben schon erwähnt – zu desorientiert und zu ungeschult. Denen kann man diktieren. Und entweder sie schlucken die Kröte oder der Konkurrent erhält den Zuschlag. Sie werden schlucken, denn sie sind oft arme Knauser, denen das Polster fehlt zum langen Atem. Die brauchen die Verträge oder sie gehen unter.

Und diesen Druck geben die privaten Inhaber dieser Dienste an ihre Mannschaften weiter. Es bleibt ihnen nicht viel anderes übrig. Von den Männern vorm Mast hingegen werden sie als die einzig augenscheinlichen Repräsentanten der geldgebenden Seite wegen der miserablen Bedingungen gehaßt, unter denen die paar Mark zusammenmalocht werden. Wer wird auch von einem einfachen Krankenfahrer verlangen können, daß er hinter die Kulissen schaut und das dahinterstehende System begreift. Und selbst wenn: In dem Augenblick, in dem er das täte, würde er seiner Ohnmacht erst recht gewahr werden. Nein, da erfüllt ein Popanz weitaus bessere Dienste, selbst wenn er in Gestalt des Chefs einherkommt.

Nein, auch hier gelten die alten Regeln: - das Unglück nicht symptomatisch bekämpfen! Ausstände mittels Krankenschein sind verfehlte Maßnahmen. Zum einen ist der Chef in der Regel auch nur ein armer Teufel, dessen Gehalt und Privilegien (Firmenwagen, -telefon, etc.) etwas höher sein mögen, der dafür jedoch keine geregelte Arbeitszeit, diese jedoch oft bis nach Mitternacht hat. Wenn sein Betrieb den Bach runter geht, sieht es für die meisten Bosse eng aus. Da geht es dann richtig zur Sache. Und – deren Nerven liegen angesichts der sehr angespannten Situation ebenfalls blank – davon kann man getrost ausgehen. Da sie sich schlecht gegen „ihre“ mächtigen Brötchengeber, die Krankenkassen wehren können, werden auch sie den Weg des geringsten Widerstandes gehen. Es ist nicht schwer, aus einem täglich größer werdenden Reservoir an Arbeitslosen einen Kader zu schöpfen, der bereit ist, sein Fell noch unter lausigsten Bedingungen zu verkaufen. Es gibt keine arbeiterfreundliche Gesetzesprechung mehr in einem Lande, das sein Tafelsilber bereits vor Jahren veräußert hat. Wer in den siebziger Jahren der Bundesrepublik stehen geblieben ist, wird sich schneller unter einer Brücke finden, als er bis Drei zählen kann.

Veränderungen lassen sich nur mit konzertierten Maßnahmen erreichen. „Mann der Arbeit – aufgewacht! Und erkenne deine Macht: Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm das will.“ So sagten die Sozialdemokraten am Anfang des letzten Jahrhunderts. Und: „Einigkeit macht stark“, oder „in concordia robur!“, wie die alten Römer postulierten.

Es läuft alles auf dasselbe 'raus. Wenn das fahrende Proletariat im Krankentransport, Rettungsdienst und die Arzthelferinnen der Arztpraxen geschlossen den Hammer fallen lassen und durch Großdemonstrationen auf ihre Anliegen bundesweit aufmerksam machen, sozusagen öffentlichen Druck aufbauen, dann kann man mit Sicherheit davon ausgehen, daß auch die Verbände der Krankenkassen alsbald einknicken werden.

Nur dieses eben zu organisieren, dürfte eine Sisypusarbeit werden. Dazu sind die entsprechenden Unternehmen bis hinunter zu der Praxis mit einer Angestellten zu kleinteilig, der einzelne zu exponiert. Solche Unterfangen erfordern nämlich auch – und dieser Umstand ist nicht zu unterschätzen – daß der einzelne Arbeitskämpfer in der Lage ist, sich halbwegs anonym in die druckaufbauende Masse zu integrieren, bzw. daß er die Unterstützung der ihn umgebenden Gefährten spürt. Das unterliegt einer ganz ähnlichen Dynamik wie eine antike Schlachtordnung. Die moderne Guerilla- und Einzelkämpfertaktik ist für den Bereich des Arbeitskampfes noch nicht entdeckt worden.

Sie wäre sicherlich auch wenig produktiv und kurzsichtig. Denn in ihr könnte es bestenfalls um die Interessen des Einzelnen gehen, nach dem Motto: „Jeder verkauft sich so gut als er kann.“ Aber billiger Merkantilismus wird auf Dauer keinen Topf Milch zum Säuern bringen. Er wird den „Sich-Selbst-Verkäufern“ nicht auf lange Sicht dienlich sein. Denn in dem Maße, in dem sich die gesamtgesellschaftlichen Verhältnisse zum Negativen kehren, wird auch der Einzelkämpfer mehr und mehr Abstriche an seinen Forderungen machen müssen. Wer aber heute noch nicht begriffen hat, daß die fetten Jahre der Bundesrepublik definitiv der Vergangenheit angehören, der lebt in einem Glashaus. Auf eine großflächige Konjunktur und Erholung der wirtschaftlichen Situation, die für alle eine Entlastung und einen Aufschwung mit sich bringt, brauchen nur noch Phantasten zu hoffen. Die öffentlichen Töpfe sind leer, die meisten öffentlichen wie privaten Haushalte sogar verschuldet. Verteilungskämpfe haben quer durch die Gesellschaft begonnen. Und diese nach Darwins Prinzipien ausgefochtenen Auseinandersetzungen begünstigen nun mal die Starken, Durchsetzungsfähigen, finanziell Gutgestellten, Gesunden.

Der Rest, die Hilfebedürftigen, die Altersarmen, die chronisch Kranken Behinderten und Unfallopfer durften so lange die Aushängeschilder einer fetten Gemeinschaft sein, wie diese sich in einer humanistischer Wohltäterei suhlte, die sie sich gleichsam als Spielzeug zulegte. Nun besinnt man sich auf das Wesentliche. Und das heißt: Geld zusammenhalten! Da ist nur noch Platz zum abgreifen für die „Leistungsträger“. Das Rennen macht, wer das Wenige noch Verfügbare auf besonders raffinierte, rücksichtslose oder gewalttätige Art und Weise von seinem Nächsten oder der Gemeinschaft ergaunert. Die da nicht mithalten können, bleiben naturgemäß auf der Strecke. Das sind auf der einen Seite die Kranken und Maladen und auf der anderen Seite deren Betreuer und Ansprechpartner im medizinischen Versorgungsbereich. Die Cracks der Gesellschaft braucht das vorerst nicht zu interessieren, denn sie sind ja mit den wirklich wichtigen Dingen des Lebens durchaus ausgelastet: Kohle machen!

Und wenn es sie wirklich mal erwischt, dann werden sie die zehn Minuten auf dem Weg in eine First-Class-Klinik auch noch überstehen. Über die Zustände in diesem Tätigkeitsbereich nachzudenken, lohnt also nicht. Und wenn sie denn wirklich mit der Dramatik und ihren Auswirkungen zu ihrem Schaden konfrontiert werden, dann gibt es ja immer noch Rechtsanwälte, mit deren Hilfe man sich welche Art von Genugtuung auch immer beschaffen kann. Schon einmal trugen die Europäer ein solches Denkgebäude vor. In der klassischen Antike galt der Arzt nicht mehr als ein Bader. Diese nicht sehr prestigebehaftete Ansicht hat sich mit den entsprechenden pekuniären Folgen auf das heutige, dem Arzt nachgeordnete, ihm zuarbeitende Personal übertragen. Der Bumerang wird nicht lange auf sich warten lassen. Es wird vorerst immer nur Einzelne treffen. Wollen wir hoffen, daß diese Einzelnen letztendlich zu einer gemeinsamen Stimme finden um die Veränderungen durchzusetzen, die in unserem kranken Gesundheitswesen nicht nur den Bedürfnissen Patienten sondern auch denen der Abertausenden Mitarbeiter eine entsprechende Anerkennung verschaffen.

Sie haben es verdient.

Herr Mehdorn und die Zugverspätung

B. St. Fjollfross

Herr Mehdorn tönt! Der Konzernchef der Deutschen Bahn erklärt den Tausenden verärgerten Fahrgästen lapidar, in den meisten Fällen sei das doch gar kein Problem, wenn man „mal“ zehn Minuten später komme. Die Wetterfühligkeit der Reichsbahn, die suizidalen Saboteure und all die anderen Störenfriede, die einen pünktlichen Nahverkehrszug zur Ausnahmeerscheinung erheben, haben im Zusammenhang mit den eklatanten Fahrpreiserhöhungen zu einem wütenden Aufschrei in allen begleiteten Gauen des Vaterlandes geführt.

Wieder kursiert die alte Geschichte von dem japanischen Reichsbahner, der im Jahre 1976(?) seinen Shinkansen mit fünf Minuten Verspätung in den Tokioter Hauptbahnhof einfuhr und ob dieser Schmach gemäß dem Codex des Bushido Harakiri beging. Nun ja, er soll sich erschossen haben – aber stellen Sie sich nur vor, Deutschland hinge denselben rigiden Traditionen an, wie das Reich der aufgehenden Sonne: entlang den Bahntrassen stünden die Grabkreuze der Reichsbahner – jedes geziert von einer schönen Mütze mit dem Flügelrad!

Und der vollmundige Meister Mehdorn? Ihm würden wir von Herzen sogar ein Marmorkreuz gönnen, wenn er denn endlich die Klappe hielte! In den Zeiten von de facto fünf Millionen Arbeitslosen davon zu schwadronieren, daß eine zehnminütige Verspätung (z.B. am Arbeitsplatz) eine Bagatelle sei, zeugt davon, daß dem Manne der Boden unter den Füßen abhanden gekommen ist. Wie, wenn seine Sekretärin jeden Morgen zehn Minuten zu spät das Büro am Potsdamer Platz aufschließt? Wenn ihn sein Chauffeur einfach mal zehn Minuten später abholt auf dem Weg zum Flughafen?

Nun, quod licet jovi, non licet bovi! (Was für Jupitern gilt, hat das Rindviech noch lange nicht zu interessieren.) Und spätestens jetzt kommt natürlich auch das Argument: Aber dann müßt ihr halt einen Zug früher nehmen, wenn's pressiert und ihr wißt, daß es eng wird! So mit der Freizeit der Menschen umzugehen, ist schlichtweg eine Unverschämtheit. Fahrplanzeiten zu unkalkulierbaren Richtwerten zu degradieren, kann der Sinn eines öffentlichen Verkehrsmittels von der Bedeutung der Reichsbahn nicht sein!

Es ist die schlampige Attitüde, die dahinter steckt. Der Maßstab der Pünktlichkeit ist die Minute! Hier aber begegnen wir einem Monopolisten, der glaubt, auf solche Fragen der Ehre und des Prestiges verzichten zu können. Potentielle Konkurrenten wie der Connex werden von den Hauptgleisen der Länder einfach mal heruntergeschmiert, wie wir anderenorts bereits kommentierten. Wozu also der Kampf um den Kunden, wenn dieser einem ja sowieso ins Haus laufen muß? So logisch wie diese Haltung ist, so unerträglich ist sie auch.

Beinahe ungebremst erhöht die Bahn ihre Tarife. Wozu werden denn die zu erwartenden Mehreinnahmen verwandt? Stellt man dafür fähige Organisatoren ein, die den Ablauf im Bahnbetrieb optimieren und für eine exakte Zugfolge sorgen? Oder werden nur wieder Spezialisten für gehobene Marktschreierei dafür überbezahlt, daß sie dem Michel auf dem Bahnsteig die neuerliche Tarifierhebung vollmundig als „nur zu seinem Vorteil“ anpreisen. Mit Slogans und optischen Werbebotschaften, die an Perfidie kaum noch zu überbieten sind? Oder spart man aus diesen Mitteln schon mal Herrn Mehdorns Abfindung zusammen, im Falle er als inkompetenter Spitzenmanager geschasst wird?

Egal! Fakt ist, daß die Reichsbahn seit jeher eine der wichtigsten Säulen der deutschen Wirtschaft stellt. Sie ist wohl neben der Reichsautobahn und den Fernstraßen der bedeutendste Infrastrukturträger für Personen- und Gütertransport. Wir verkennen nicht, daß die reibungslose Organisation eines so gewaltigen und komplizierten, sich ständig in Bewegung befindlichen und großflächigen Betriebes permanent und tagtäglich einen enormen Aufwand und ein exorbitant-logistisches Können erfordert.

Was uns stört, sind diese dümmlichen Worthülsen von sogenannten Leistungsträgern, derer wir seit jenen unseligen Kopper'schen „Peanuts“ so überdrüssig sind. Wir verlieren unser Vertrauen in einen solchen Betrieb, von dem auch wir letztendlich abhängen, wenn wir registrieren, was für Ganzjahreskarnevalisten dessen Ruder führen. Was wir wollen, ist eine ehrliche Offenlegung der Schwierigkeiten, mit denen die Reichsbahn zu kämpfen hat. Und damit ist nicht das gebetsmühlenhafte Herunterleiern der Schlechtwetterstatistik und der Lebensmüden gemeint.

Verständnis erweckt Verständnis! Wenn wir die Zusammenhänge erfassen, werden die meisten von uns nachsichtiger reagieren. Was uns verprellt, ist der ständige Versuch, offensichtliche Mißstände abzustreiten, schönzureden, herunterzuspielen, unter den Teppich zu kehren. Dann noch ein abwiegelnder, stupider Kommentar – und die Suppe kocht!

Nun lassen sich solche Spitzenvertreter selten etwas raten. Wo kämen wir da hin? Immerhin sind sie es ja, die es bitteschön an die Spitze der Gesellschaft geschafft haben. Wenn hier jemand etwas zu sagen hat, dann sie. Und die anderen haben gefälligst zuzuhören, wenn sich die erhabenen Großverdiener (besser wäre: Großabsahner!) sich schon mal vom Olymp herablassen, um den gemeinen Pöbel mit einigen ihrer Weisheiten zu berieseln. (Das mag die auf oft sehr arrogante Art vorgetragenen und durch völlige Unkenntnis der realen Sachverhalte glänzenden, dümmlichen Plattheiten erklären, mit denen wir dann anlässlich von Pressekonferenzen beglückt werden. Sollten die Gentlemen allerdings über die Realitäten im Bilde sein und bewußt ihren Unfug ungestraft zum Vortrag bringen, dann, ja dann verdiente der Michel nichts als Maulschellen, so er sich das gefallen ließe.) Nichtsdestotrotz sollten wir es nicht versäumen, diesen abgehobenen Burschen ihren eigenen Unfug um die Ohren zu hauen.

Damit ihnen mal wieder bewußt werde, was es eigentlich bedeutet, sich an exponierter Stelle in der Öffentlichkeit zu äußern. Den alten Römern war das schon klar. Und es war ihnen ein Muß, sich die Wirkung ihrer Worte im Vorherein zu überlegen, sie gleichsam dezidiert zu gebrauchen und den Regeln der Redekunst entsprechend aneinanderzureihen. Nicht umsonst zählte die Rhetorik zu den sieben freien Künsten. Um so erschreckender ist eben der Anblick eines Blödsinn brabbelnden Politikers oder Managers, von dessen Entscheidungen möglicherweise das Schicksal von Hunderttausenden beeinflusst wird – mögen sie anderenorts ihre Meriten und Fähigkeiten haben, wie sie wollen.

Es war der deutschen Beamtenschaft möglich, einen fähigen Kopf wie Florian Gerster aus dem Amt des Bundesarbeitsamtspräsidenten zu kippen, weil er ihnen unzulässig nah auf den fetten, faulen Bojarenpelz gerückt ist. Dazu reichten ein paar fadenscheinige Vorwände, die zu Ermittlungen führten. Letztendlich einigte man sich auf die Sprachregelung, daß das erwähnte Amt ein unbedingtes Vertrauen erfordere, welches just schon in dem Augenblick unrettbar beschädigt sei, in dem ein Verdacht geäußert werde. (Merkwürdige Auffassung von Rechtsstaatlichkeit, das!) Wenn aber diese Prämissen von allgemeiner Gültigkeit sind, dann müßten Leute wie Herr Mehdorn oder Herr Ackermann knicken wie die Grashalme im Gewittersturm. Tun sie aber nicht. Sie werden gehalten. Da müßte denn

die Amplitude der nationalen Empörung schon eine satte „8“ auf der nach oben offenen Richterskala zeigen. Wir sind der Auffassung, daß die von uns so gehaßte Boulevardpresse wenn, dann hier ihre einzige moralisch gerechtfertigte Existenzberechtigung besitzt. Aber machen wir uns nichts vor! Selbst wenn es in Einzelfällen gelingt, einen solchen Strategen zur Konsequenz des Rücktritts zu zwingen – was haben wir denn zu erwarten, wenn die Frage des Nachfolgers gestellt wird? Das Material, aus dem diese Spezies gestrickt ist, ist immer dieselbe. Austausch an dieser Stelle vermittelt fast immer den Eindruck von Beliebigkeit.

Es tut also not, die Umgangskultur im allgemeinen wieder den bewährten Normen anzupassen. Deren Verfall ist ein nur allzu deutlicher Indikator dafür, wie unendlich scheißegal es den Machhabern der Moderne geworden ist, welche Resonanz sie in der sie tragenden Bevölkerung erzielen. Das zu ändern und angesichts dieser Possen nicht in Lethargie zu verfallen, obliegt ebendieser Bevölkerung! Sonst möchte es am Ende sein, daß sie zehn Minuten zu spät auf dem Bahnsteig des Herrn Mehdorn eintrudelt – wenn der Zug nämlich längst abgefahren ist.

Und wie der Genosse Gorbatschow seinerzeit so treffend formulierte: Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben. Das gilt im Übrigen auch für die Reichsbahn, Herr Mehdorn!

Herr Hohmann von der CDU

-ein deutscher, konservativer Abgeordneter des Deutschen Bundestages aus Fulda und sein Verhältnis zu den Juden - eine Stellungnahme

B. St. Fjöllfross

Diesen Artikel widme ich dem armen Handelsjuden Scholcher Druckepennig,

der in der furchtbaren Zeit des Dreißigjährigen Krieges in der ungeschützten Hühnervorstadt von Alsleben hausen und mit seinem kümmerlichen Gewerbe seine Tochter Rachel und sich ernähren mußte. Das Mädchen wurde brotlose Vollwaise, als ihr Vater von marodierenden Horden um ein paar Pfennige willen erschlagen wurde. Ich widme ihn den Juden des Warschauer Ghettos. Ich widme ihn Seiner Majestät König Christian X. von Dänemark, einem Herrscher von Format und Courage, einem Wikingerkönig.

Da kommen sie also wieder aus ihren Löchern gekrochen. Der letzte Krieg ist erst seit etwas mehr als einem halben Jahrhundert vorbei. Und schon meinen einige Personen der Öffentlichkeit, sie hätten lange genug das Maul gehalten. Es wäre jetzt an der Zeit, die Parolen des Stammtisches wieder einem größeren Publikum zu offerieren, sie sozusagen dadurch salonfähig zu machen, daß sie nun von „gewichtigeren“ Repräsentanten des Volkes propagiert werden.

Daß der Jud ein Täter ist, mein Gott, Herr Hohmann, das sind doch olle Kamellen! Hat er nicht auch Ihr Christkindlein ermordet, Herr Hohmann? Hat er nicht die Hostien Ihrer Pfarreikirche geschändet und den Brunnen Ihrer Heimatgemeinde vergiftet? Haben sie Ihre Familie auch mit ihrem Wucher zugrunde gerichtet, daß Sie sich nur mit knapper Not auf einen Abgeordnetensessel flüchten konnten?

Natürlich sind sie Täter. Wir haben's ihnen ja sogar theologisch nachgewiesen. Und ihnen die Quittung ausgestellt. Für Jahrhunderte jagte ein Pogrom das nächste, kein ordentliches Handwerk durften sie lernen, die Bösewichter.

Und selbst unser leutseliger Doktor aus Wittenberg, der große Reformator der alleinseligmachenden Mutter Kirche, haßte sie wie die Pest und anempfahl uns, ihre Synagogen niederzureißen und die jungen, arbeitsfähigen Juden um ihr bißchen Leben schufteten zu lassen.

Und was tat der tückische Täter? Er setzte seinem boshafte Treiben die Krone auf und ließ sich zu Millionen von uns armen Deutschen in die Vergasungslager und vor die Gewehrläufe der Vernichtungskommandos treiben und umbringen, nur damit alle Völker der Welt mit dem Finger auf uns zeigen und sich angewidert vom braven Deutschen abwenden.

Nein, Herr Hohmann, ich weiß. Ich drehe Ihnen hier ganz demagogisch das Wort im Munde herum. Das alles haben Sie ja gar nicht gemeint! Ihre Rede bezog sich auf die Verbrechen der Juden während der Russischen Oktoberrevolution. Warum der Juden, Herr Hohmann? Warum nicht einfach die Verbrechen des Menschen X,Y?

Ich sag's Ihnen; Herr Hohmann! Weil der böse Jud wieder dabei ist, sich die Weltherrschaft unter den Nagel zu reißen! Weil er mit dem Gesichte Friedmanns finster und arrogant dazu lächelt, wie wir schabbrigen Gojim ihm auf den perfiden Leim gehen.

Weil er diesmal seine 6 Millionen Toten vor sich herschiebt und auf der Mitleids- und Unantastbarkeitswelle zum Ziel zu reiten gedenkt. Aber das treiben wir ihm aus, was, Herr Hohmann! Wenn hier einer die Macht in den Händen behält, dann doch wohl wir. Und wenn es nur die Macht eines Abgeordneten des deutschen Bundestages ist.

Die CDU will Sie nicht mehr in der Fraktion haben? Na so was! Die gehorchen doch dem Druck des internationalen jüdischen Kapitals, welches sich durch Ihre Rede angepißt fühlte. Wenn es ihn noch gäbe, Herr Hohmann, so müßten wir das gleich an Julius Streichers „Stürmer“ berichten. Der würde dem Artikel auch gleich noch die passende Karikatur hinzufügen.

Also die CDU schasst Sie! Das nenne ich wahren Machiavellismus! Mir kommen die Tränen! Aber ich sag' Ihnen 'was: Tucholsky, Jacobson, Heine, Einstein, Mendelssohn – alles deutsche Juden-Täter.

Und ehe ich mich von einem Abgeordneten der CDU wie Ihnen vertreten lasse, wähle ich doch lieber diese Leute zu Repräsentanten meiner Person. Daß sie nebenher Juden waren, spielte für mich bislang keine Rolle. Dank, Herr Hohmann, daß sie mich auf diesen Umstand aufmerksam gemacht haben. Ich werde ihn zu würdigen wissen.

Nachsatz

Ich würde nicht so unbarmherzig auf die Barrikade gehen, wenn wir einen König und ein Volk gehabt hätten, wie das tapfere Volk der Dänen. Der Monarch ritt nämlich mit einem Davidstern auf der Brust durch die Straßen Kopenhagens, als die Gestapo von den Dänen verlangte, die dänischen Juden auszuliefern.

Und die Dänen klatschten ihrem Monarchen Beifall. Und drehten den Rassenwahnsinnigen eine Nase! Wer sich so verhält, der soll auch mit den Juden rechten dürfen. Amen

Homer und Hugendubel

K. K. Bajun

Berlin, 30. Oktober 2003

Aus der Hugendubel-Buchhandlung aus Berlin-Mitte, Friedrichstraße erreicht uns folgender Bericht. Eine junge Abiturientin (Name und Anschrift sind der Redaktion bekannt) fragt in der besagten Buhhandlung ein Werk von Homer nach. Wir erinnern uns des blinden Vaters der abendländischen Literatur, des Schöpfers der unsterblichen Odyssee und der Ilias. Die grandiosen Epen, die sich mit dem Untergang Trojas unter König Priamos befassen. Wer kennt sie nicht, die Namen des Odysseus, Hector, Cassandra, Achilles, Agamemnon und Klytemnästra, Penelope und des Kyklopen Polyphem? Sie sind das ideelle Erbe der Welt.

Die angesprochene Verkäuferin sucht eifrig in ihrem Computer nach dem Autor und wird nicht recht fündig. Dann schlägt der Blitz in die Szene: Mit Unschuldsmine und immer noch dienstfertig bemüht, der Kundin zu helfen, fragt die Verkäuferin der Hugendubel-Buchhandlung: „Hat der Mann Science-fiction geschrieben oder was hat der überhaupt so geschrieben?“

Der Redaktion des „Landboten“ fehlt der Mut, diese Ungeheuerlichkeit zu kommentieren. Wir sind ratlos. Bücher der gehobenen- und Weltliteratur sind die letzten Bastionen des Geistes gegen die unablässig vorstürmenden Horden der Verdummung im Zeitalter von „Bild“, „Big Brother“ und „GZSZ“. Wir stellen mit Entsetzen fest, daß der Feind selbst in die feste Burg guter Buchhandlungen schon eine vernichtende Bresche geschlagen hat. Nun gnade uns der Herre Gott!

Die Kassierer aus dem Straßengraben

- oder das Licht aus dem Hinterhalt

Don M. Barbagrighia

Unsere Frau Lektorin Katzentraum war die Erste, die ihn aus dem Redaktionsbriefkasten holte: Den Brief des Herrn K. von der Bußgeldstelle des Rathauses der Hohenzollernstadt Potsdam an unseren Alten. Bis auf mich – ich schwöre es beim Heiligen Franz – überkam alle ein hämisches Grinsen: Den Alten hatte es erwischt! Am 20. Januar um halb neun in der Frühe. Der Blitz kam plötzlich und völlig unerwartet – von vorne. Das Photo ist miserabel, aber der Alte ist gut getroffen: Das ist dasselbe Gesicht, daß er am Tag der Gehaltszahlungen zieht, ellenlang, vergrämt und mit seinem Schicksal hadernnd.

Herr Druckepennig, Urenkel armer galizischer Ostjuden aus dem Schtetl war dann auch der Erste, dessen Grinsen über beide Koteletten einer gewissen Nachdenklichkeit wich: Da ging es hin, unser monatliches Redaktionsbesäufnis! Daß mir meine Gesichtszüge zu diesem Zeitpunkt schmerzhaft entglitten, lag wirklich nur daran, daß ich mir gerade einige Reißzwecken eingetreten hatte, just, als Frau Katzentraum den Inhalt des K.schen Anschreibens verlas. Der Alte verwandelte sich kurzfristig in die Reinkarnation des legendären Minotaurus, blies etwas Dampf durch die Ohren, schritt dann aber jovial lächelnd auf mich zu und sprach mit honigsüßer Stimme zu mir: „Lieber Don Miquel, Sie sind doch Sizilianer, stammen also mit Verlaub – und ohne Ihnen persönlich zu nahe treten zu wollen – aus der europäischen Hochburg des Raubes und des Organisierten

Verbrechens. Wir dürfen also davon ausgehen, daß wir in Ihnen einen Fachmann für dieses Sujet vor uns haben. Wie wär's? Ich mache Sie mit den Fakten vertraut und Sie haben das Thema für einen kleinen Lückenfüller?!“

Ich japste noch schmerz erfüllt nach Luft, als Herr Fjöllfross mir die Pranke väterlich auf die Schulter legte: „Holen Sie's wieder rein, mein Lieber, das Geld, das wir den Wegelagerern in den Rachen schmeißen! Sonst können wir uns diesen Monat nicht mal eine Flasche Saale/Unstrut-Wein leisten. Verpassen Sie ihnen ein paar verbale, sizilianische Badelatschen! Klauen Sie nicht, schreiben Sie mal!“

Sehr amüsant! Und dieser Mann beklagt sich über Methoden der räuberischen Erpressung! Was er zu berichten hatte, war kurz gesagt dieses: Er hatte die Zeit mit einer befreundeten Ärztin verplaudert, war spät dran, hatte das 30er-Schild am Anfang der Gutenberg-Straße absolut nicht gesehen, sondern statt dessen nur die freie Kreuzung am Ende dieser Straße.

Ein Anblick mit Seltenheitswert, wie er sagte. Er mußte eine halbe Stunde später in Charlottenburg sein, also gab er noch mal so richtig Feuer und dann – wurde es hell vor seinen Augen.

Tja, dumm gelaufen, mein Lieber! 30er Strecke, 27 zu viel auf der Uhr macht € 60,- plus Bearbeitungsgebühr und drei punktförmige Vermerke in Flensburg. Da hilft dir auch nicht dein gottloses Geflüche, daß der Henker die Halunken holen möge.

Sie sind im Recht! Das 30er Schild stand nun mal da, ob du es nun gesehen hast oder nicht. Du hast es nicht gesehen – dein Pech. Das mußt du, dafür bist du Kraftfahrer. Hätte ja auch eine Blage sein können, die ihrem Ball hinterher rennt. Die kannst du auch nicht einfach übersehen und umnieten, nur weil du's eilig hast.

Und was meinst du mit Farce von einem „Anhörungsbogen“? Natürlich interessiert dein Gejammer sie einen Scheißdreck, Menschenkind, du bist in Deutschland! Seele und Menschlichkeit hat man euch im Dreißigjährigen Kriege herausgeprügelt.

Hier läuft alles mechanisch ab. Durchorganisiert. Geregelt. Bis ins kleinste Detail. Menschenfresserei ist die letzte rechtsfreie Enklave. Aber sie arbeiten daran. Auch dieses Schlupfloch wird noch mit einem dicken Paragraphenzeichen gestopft.

Mit einem Polen kannst du reden, mit einem Russen oder Franzosen oder Spanier. Man kann sich verständigen. Hier in Deutschland zählt nur, daß der Eichtermin fürs Radarmessgerät einen Tag über's Datum war, oder der rechte Hinterreifen des Radarwagens einen Millimeter zu wenig Profil hatte und damit zwei Zentimeter zu nah am 30er Schild stand.

Hier zählt, daß die Bearbeitungsfrist um anderthalb Minuten abgelaufen ist, sonst gar nichts. Wenn du irgend etwas davon nachweisen kannst, oder einen Verfahrensfehler findest, dann mein Lieber bist du fein raus.

Dann beißt sich die Deutsche Bürokratenhydra mit all ihren Köpfen in den eigenen Schwanz und läßt ab von dir. Dann fängt sie sich mit Wollust in den eigenen Netzen und begeht mit einem Hochgefühl, daß alles bis in letzte Konsequenz seine Ordnung habe – Harakiri. Und du darfst unbehelligt nach Hause gehen. Du, der Drachentöter, Sohn Siegfrieds, der deutschen Lichtgestalt. Irrtum! Wenn schon, dann killen sie sich selbst. Von eigenen Gnaden. Und nennen das ganze einen Rechtsstaat. Viel ist gesagt und geschrieben worden über dieses abstruse Monstrum, das in seinem Wahn,

alles bis ins Kleinste zu regeln, oftmals zu einem Monument der Skurrilität degeneriert. Wir wollen dem keinen weiteren Sermon hinzufügen. Natürlich verkennen wir nicht das Bemühen und die Absicht, die dahinter steckt. Es soll dem Mißbrauch, der Ungleichbehandlung und der Willkür ein Riegel vorgeschoben werden. Zuviel davon hat es in deutschen Landen schon gegeben.

Doch alles mit Maßen! Die Dosis macht das Gift, pflegte der große Paracelsus schon zu sagen. Und ein Zuviel ist an dem Punkte erreicht, an dem ein Papier, das einem Beschuldigten zur Entlastung respektive Rechtfertigung dienen soll, von vornherein dem Papierkorb geweiht ist. Weil „menschliche“ Erwägungen keine Rolle mehr spielen. Weil das Ziel von Anfang an klar definiert ist: Es geht hier seit langem nicht mehr um Verkehrserziehung oder Unfallprävention, sondern um Geldeinnahme zu Gunsten völlig verschuldeter öffentlicher Haushalte. Es ist ein offenes Geheimnis, daß die Beträge aus Bußgeldquellen schon fest in den Landeshaushalt eingeplant werden und die Wegelagerer im staatlichen Auftrag schon mit entsprechenden Maßgaben an ihre Einsatzorte befohlen werden. Einsatzorte, die oftmals einer gewissen Tücke nicht entbehren.

Die Wut der Bevölkerung kehrt sich dann ungerechterweise gegen die Vollstrecker, die meist auch nur arme Schweine sind. Nein, das ganze ist ein Politikum. Wäre die deutsche Nachkriegswirtschaft nicht so gründlich in den Dreck gefahren worden, könnte man es sich spielend leisten, mit erzieherischem Ziel auf die Kraftfahrer einzuwirken, ohne Haß und Trotz und ein „nun-erst-recht-Gefühl“ entstehen zu lassen. Aber man braucht die Kohle. Und da liegt der Hase im Pfeffer. Deshalb läßt sich mit deutschen Behörden weniger reden als mit einem sizilianischen Mafia-Patron.

Sie brauchen keine verantwortungsvollen Verkehrsteilnehmer, sie brauchen zahlende Verkehrsteilnehmer. Der Rest ist weihevoller Geschwätz und Geseier aus dem Märchenwald. Würden die Auftraggeber der Abkassierer aus dem Straßengraben auch nur im Mindesten den mit maßloser Heuchelei vorgetragenen, edlen Zielen genügen, so hätten wir alles Verständnis der Welt. Ein Gemeinwesen kann nur mit Gesetzen bestehen, auf deren Einhaltung auch mit unerfreulichen Maßnahmen geachtet wird. Wenn diese Sanktionen gesetzeswidrigen Verhaltens jedoch mehr und mehr den Charakter einer nicht deklarierten, heimlichen Steuer annehmen, was durch die Art und Weise des Kassierens des öfteren zutage tritt, so entwickeln wir hinwiderum Verständnis mit unserem gepeinigten Schriftleiter und all seinen Leidensgenossen, die jenen moderne Raubrittern die Pest an den Hals wünschen.

Denn es ist ein inakzeptables Ungleichgewicht in der Gesellschaft, wenn eine Bande von Nieten im Nadelstreifen die Deutschland – AG systematisch ins ökonomische Abseits fährt und dafür mit hohen und höchsten Abfindungen beehrt wird, während gleichzeitig die Masse der Menschen die Folgen dieses Globalversagens in jedwedem Bereich ihres Lebens zu tragen haben.

Unser Schriftleiter mag seine Schwächen haben, ein gottloser Raser ist er nicht! Für Leute wie ihn hätte eine elektronische Warntafel: „Sie fahren gerade 27km/h schneller als erlaubt!“ gereicht. Aber gerade das ist eben nicht der politische Wille eines Landes, dessen Staatsdevise nur noch lautet: „Regeln und Kassieren!“ Es ist ein armes Land – und das in mehrfacher Hinsicht. Das Savoir vivre, das „Leben und leben lassen“ der südlichen Länder hat es nicht über die schneebedeckten Pässe der Alpen geschafft. Insofern weiß ich, daß der Herr Schriftleiter mich insgeheim um meine sizilianische Heimat beneidet. Trotz oder gerade wegen der Mafia. Denn unsere Mafia ist wenigstens eine „ehrenwerte Gesellschaft“.

Maschendraht im Deutschen Wald

Don M. Barbagrìa

Nachdem im Jahre 1990 die fünf mitteldeutschen Länder zu dem Verband der Bundesrepublik Deutschland dazugestoßen waren, und damit die Deutsche Demokratische Republik unseligen Angedenkens auf dem Kehrichthaufen der Geschichte landete, erfuhren die Besitzverhältnisse der agrarischen und forstwirtschaftlichen Nutzflächen eine weitreichende Umgestaltung.



Maschendraht im Deutschen Wald!

Es liegt uns ferne, an dieser Stelle die komplizierten Einzelheiten dieser Rückübertragungen zu debattieren. Was uns jedoch sehr unangenehm auffällt, ist die Parzellierung des Waldes. Der war früher einmal – und darin bestand sicher einer der positiven Aspekte der D.D.R. – der Erholung dienendes Allgemeingut.

Nun aber ziehen sich um einige Waldgebiete Maschendrahtzäune, deren Sinn und Berechtigung uns fremd bleiben. Nein. Wir reißen uns nicht ein in den Jammerchor derer, die da schreien, für eine gefallene Mauer hätten wir Abertausende neuer Zäune beschert bekommen. Aber im Wald?

Sollen Pilzsucher vom Pilzdiebstahl ferngehalten werden? Oder geht es hier nur um die Markierung von Besitzansprüchen? Und welche Behörde genehmigt diese Pössen?

Denn hier geht es in erster Linie nicht um uns. Wir Nackten Affen haben uns seit der Selbsthaftigkeit der Zivilisationen daran gewöhnt, kleinere oder größere Stücke an Grund und Boden abzustecken und als Besitz zu deklarieren. Die Auffassung der Australneger, der Indianer, ja, ziemlich aller steinzeitlichen Völker, die dieses Verhalten für völlig unsinnig befanden, ging verloren.

Denn Bodenbesitz bedeutete mit dessen Ausbeutung und Nutzbarmachung Macht. Nun gut! Im Deutschland unseres Zeitalters bedeutet der Besitz von Wald meistens mehr Last und Arbeit, als Ertrag und Gewinn. Waldgrundstücke feilbieten, heißt oft mit faulen Eiern handeln. Was aber, wir fragen es noch einmal, sollen dann die besagten Zäune?

Vielleicht mögen sie hie und da ihre Berechtigung haben, wo ein Förster beschlossen hat, eine Schonung von jungen Setzlingen vor dem gefräßigen Wild zu schützen. Wir wissen beispielsweise, daß unsere von idiotischer Jagdleidenschaft besessenen adligen Vorfahren Damwild, welches in unseren



Wäldern nicht heimisch war, hier einzig zu dem Zweck aussetzten und ansiedelten, um einen „Vorrat“ an zu bejagendem Wild anzulegen. Das ist nun einmal geschehen und nicht wieder zu korrigieren. Die Natur wird sich entsprechend einzurichten wissen und mit eigener Umgestaltung reagieren. Und hier sind wir beim Kern unseres Problems:

Es gibt Eigentümer des Waldes, die ein weitaus verbrieftes Recht und einen ungleich größeren Anspruch auf das haben, was man noch so leidlich als die Reste des Deutschen Waldes ansehen mag: Nämlich seine Bewohner. Die Rehe, die Füchse, die Wildschweine, die Dachse. Viel mehr ist uns an Artenreichtum ja schon nicht mehr geblieben. Diese unsere Mitkreatur wird in keinem Kataster des Nackten Affen als Eigentümer geführt. Nichtsdestotrotz sind sie es. Denn sie bewohnen ihn. Sind auf ihn angewiesen. Auf seine Biosphäre, sein Nahrungsangebot, seinen Schutz.

Es ist eine gottverdammte, vom Nackten Affen erdachte Lüge, wenn er seinem Schöpfer die biblischen Worte in den göttlichen Mund legt: „Machtet euch die Erde untertan und das Vieh auf Erden, die Fische im Wasser und die Vögel in der Luft sollen alle euer sein!“ Sie gehören ihrem Schöpfer und sich selbst – aber nicht dem irregwordenen Raubaffen, der sich Mensch nennt. Doch dieser nahm auf diesen Aspekt wenig Rücksicht.

Gnadenlos expandierte er seinen beanspruchten Lebensraum und verwandelte große Gebiete der Erde in stinkende und giftige Kloaken, verseucht und unwirtlich, dem Leben feind.

Wo sollen sie denn noch hin, die Viecher? Sollen sie nachts durch ihren Wald rennen und sich dabei in Zäunen verfangen, die sie nicht sehen oder wahrnehmen können? Sollen sie dort nicht äsen oder wühlen dürfen, sich Sassen und Nester und Lager bauen? Statt dessen in den scharfen Schlingen des Maschendrahtes hängenbleiben und elend verrecken? Mit gebrochenen



Knochen, zerfetzten Muskeln, zerrissenem Fell. Kein Krankenhaus kümmert sich um diese Kreaturen, denen vom Menschen so gedankenlos und übel mitgespielt wurde. Wer sieht das, wenn es dunkel ist? Riesige Koppelflächen werden abgesperrt, den Bewegungsspielraum der wildlebenden Tiere einschränkend. Alles geopfert dem hirn- und schrankenlosen Egoismus des Nackten Affen. Aber dann das endlose Gejammer um die vom Aussterben bedrohten Arten: Der Steinadler, der Luchs, der Wolf und der Kauz, der verschwundene Auerochse und der Biber.

Sie alle haben es nicht mehr ausgehalten unter der Nachbarschaft der selbsternannten Krone der Schöpfung. Natürlich sind Natur- und Nationalparks ein Schrittchen in die richtige Richtung. Aber ein viel zu kleines. Wir sind keine weltfremden Spinner. Auch uns ist klar, daß es forstwirtschaftliche und agrarische Nutzflächen geben muß, denn wir bestreiten nicht das Existenzrecht des Nackten Affen. Aber dieser Entwicklung noch die Krone aufzusetzen, indem man unseren Mitgeschöpfen noch in deren ureigenstem Lebensraum unüberwindliche Barrieren vor die Nase setzt, ist völlig inakzeptabel.

Hier ist eine verantwortungsbewußte Gesetzgebung gefordert, die sich zum Anwalt derer macht, die keine Sprache haben, sich vor den Gerichtshöfen der Menschen zu artikulieren. Hier müssen feste Grenzen gezogen und Schranken gesetzt werden – nämlich dem unsinnigen Treiben der „Grund – und Waldbesitzer“. Das ist Pflicht und Aufgabe der Gemeinschaft. Und zu dieser gehören auch in unserem ureigensten Interesse die Geschöpfe, die vor uns waren. Und die – so Gott will und wir uns weigern, Vernunft anzunehmen – nach uns sein werden. Und zwar ohne uns!

Menschlichkeit in der Bundesrepublik Deutschland

B. St. Fjollfross

Eine bössartige Frage in Ostberlin lautete seinerzeit, ob der Architekt des Fernsehturms bedacht habe, daß das Bauwerk im Laufe seines Bestehens einer verstärkten Belastung auf seiner westlichen Seite ausgesetzt sein würde. Denn so war es auch: Wer immer als Ostdeutscher nach stundenlangem Warten die Aussichtsplattform erklimmte, der versammelte sich alsbald auf der entsprechenden Seite des Turmes und sandte sehnsuchtsvolle Blicke nach „drüben“. Dieser Turm nämlich bot bei schönem Wetter den einzig ungetrübten Blick in den „Goldenen Westen“, der von den Bolschewisten nicht verstellt werden konnte.

Nur die Linientreuen standen demonstrativ auf der anderen Seite und blickten stolz die Stalin- (Verzeihung: Karl-Marx-) Allee und Leninallee hinunter und machten am Horizont die Errungenschaften des Sozialismus aus, bestehend aus den Arbeiterschlafregalen von Marzahn, Hohenschönhausen und Hellersdorf.

Wenn dann die quengelnden Gören doch die peinliche Frage aufwarfen, was denn das für ein sich drehender dreiflügeliger Stern dort sei, na dort, neben dem kaputten Kirchturm, oben auf dem Dach von dem Hochhaus da, dann tuschelte ihr der das Parteiabzeichen am Revers tragende Vater schnell zu: Das da ist Westberlin, mein Kind, da wohnen die bösen Ausbeuter, die den armen Leuten das Mark aus den Knochen pressen. Die Menschen da haben es nicht so gut wie wir hier, wo alle satt zu essen haben und ein Dach über

dem Kopf, wo die Kinder in die Schule gehen und etwas lernen können und wo Mutti und Vati Arbeit haben. Meist quitierten spätestens an dieser Stelle die Umstehenden diese Worte mit einem höhnischen Grinsen. Es konnte aber auch durchaus sein, daß sich die erste Stirn zu umwölken begann und drohende Blicke in Richtung des „Bonzenknechts“ warf, der sich spätestens dann überlegt haben sollte, welche Berliner Sehenswürdigkeiten er seinem Kinde noch zeigen sollte an diesem Nachmittag. Vielleicht die Pionierrepublik in der Wuhlheide? Oder dem Märchenbrunnen im Friedrichshain? Egal, weg nur weg von diesem vermaledeiten Europa-Center mit seinem Mercedes-Stern und der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche. Dieser Hort des Bösen!

Der Rest aber derer, die sich auf der Westseite der Fernsehturmkuugel aufhielten, wußte es besser: Daß das dort das Land war, in dem Milch und Honig fließen, sah man schon an den Hochhäusern in der Dieselstraße oder im Märkischen Viertel. Waren sie nicht so schön weiß und farbig, so aufgelockert und verwinkelt gebaut? So ganz anders als die drögen Klötze grau in grau, wie sie die D.D.R.- Einheitsarchitektur hervorbrachte. Da in Tegel hob gerade wieder ein Flugzeug ab. Wohin mochte es wohl fliegen? In den sonnigen Süden? In die Länder mit den warmen, azurblauen und türkisfarbenen Meeren und den weißen Stränden, den Palmen und dienstbaren Negern? Und so mach ein Ostneffe, so manch eine Ostnichte sah an ihren Jinglers oder Wranglers, Lewis oder Adidas herab und seufzte: „Wo ihr herkommt, da möchte ich gern hin!“

Aber wo ging's am nächsten Tag statt dessen hin? Klar, in die polytechnische Oberschule, in der ein ausgegrabener Antifaschist mit Nahkampf Erfahrung den Kindern von den Schrecken der Zeit der Weimarer Republik erzählte und den darauffolgenden Jahren der Nazidiktatur. Und wieder hob das allgemeine Grinsen an. Alle bis auf den FDJ-Sekretär der Klasse und Stasimariechen wußten Bescheid: Jürgens Onkel aus Kassel ist Maurer, schon seit drei Jahren arbeitslos. Und worin besteht nun sein Elend? Er fuhr seit jüngstem ein 220er Benz, hatte vorher einen Ford Mustang, den jetzt Jürgens 18jähriger Cousin Helmut übernommen hatte, der gerade aus Spanien zurückgekommen war. Zweimal im Jahr in den Urlaub, einmal Griechenland, einmal Mallorca oder Italien.

Und einmal im Jahr in die Zone zu Besuch, wo er dann von seinen Reisen erzählte und wie er die Bimbos wieder hatte tanzen lassen und Jürgen Helmut's abgelegte Jeans geschenkt bekam. Für Mutti noch zwei Pfund Nescafé und für Papa eine Bohrmaschine. Black und Decker – Sonderangebot. Was für ein Fluch, die Arbeitslosigkeit! Man sah es. Aber da vorne an der Tafel stand der unbeugsame Kampfgreis und schwadronierte. Laber, laber, laber....Gäh!

Und heute? 14 Jahre nach der Wende, in der die reiche Bundesrepublik wie ein Tsunami über die banquerotte und ausgetrocknete D.D.R. geschwappt kam um sie endlich nach vierzig Jahren erlösend zu bewässern, damit sie sich die D.D.R. als blühende Landschaft und Vorgarten (H.Kohl und E.Bahr) zulegen könne, auf dem Rückzug fast alles mit sich fortweisend, wie es die Art der Riesenwellen nun mal ist – was ist heute? Jürgen sitzt jetzt in eigenen Jeans in der Schlange im Arbeitsamt. Der Ofen ist aus! Die reiche Bundesrepublik hatte schon Mitte der Achtziger abgewirtschaftet. Jedem, der nur im mindesten etwas von Nationalökonomie versteht, muß das ganz klar sein. Sie hatte sich im Glanz der Wirtschaftswunderjahre gereckelt, hatte weit über selbst ihre Verhältnisse gelebt und begann um diese Zeit schon ihr Tafelsilber zu verschachern. Erst ganz heimlich und Stück für Stück, dann immer mehr und die Arbeitslosenzahl stieg stetig Jahr um Jahr. Jetzt brach die Krise offen aus, wie ein Flächenbrand, und vorbei ist es mit den fetten Jahren.

Angesichts dieser Entwicklung müssen wir ein ums andere Mal an die berühmte Fabel des Äsop denken, Sie werden sich erinnern, die mit dem Hund dem Wolf. Beide begegnen einander. Dem Wolf fällt die Wohlgenährtheit seines domestizierten Vettters auf und da ihm selber das Vaterunser durch die Rippen bläst, erkundigt er sich neugierig nach der Einkommensquelle seines Gegenübers. Dieser erklärt ihm, der Dienst sei leicht. Er müsse eben nur den Hofbewachen. Der Wolf nun ist drauf und dran sich ebenfalls für eine solche gut dotierte Tätigkeit zu entscheiden als ihm die abgeschabte Stelle rings um den Hundehals auffällt. Auf Nachfrage wird ihm die Auskunft zuteil, das sei der Preis des guten Lebens – man liege halt viel an der Leine und sei auch sonst in seiner Bewegungsfreiheit eingeschränkt. Isegrim schüttelt den Kopf: Nee, das nun doch nicht, lieber mager und frei als fett und gefangen. Und trabt davon.

Wie diese Eloge auf die Freiheit Einzug in ostdeutsche Schulbücher für den Deutschunterricht finden konnte, bleibt ein Rätsel. Daß sich die Quintessenz gegen die damaligen Machthaber und ihre berüchtigte Mauer kehrte, schien diesen Leuten nicht weiter aufzufallen. Sie interpretierten das Wort Freiheit sowieso auf etwas ungewöhnliche Weise: Freiheit, das bedeutete für sie Freiheit von der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen.

Äsops Fabel jedoch trifft den Kern unserer Betrachtung. Die D.D.R.-Bürger waren dem Äsopschen Hund gleichzusetzen. Wohlgenährt, nicht eben in westlicher Überfülle lebend, aber eben doch in existentieller Sicherheit von der Wiege bis zur Bahre. Wenn sie sich der Systemkonformität nicht vollends verschlossen, konnten sie das eine gottgegebene Leben ganz gut über die Runden bringen. Wollten sie nicht kapieren, wie gut es ihnen ging, bekamen sie ihre Sehnsucht nach dem Rest der Welt nun partout nicht in den Griff, war ihnen die Mauer ein permanentes Ärgernis, na, dann gaben ihnen die Bolschewisten ein paar aufs Maul und schikanierten hier ein bißchen und quälten dort ein wenig – aber sie ließen die Leute leben. Nota bene – hier ist nicht die Rede von jenen geisteskranken GPU-Truppen der Stalinära, die, um ihr Plansoll für die Ergreifung konterrevolutionärer Elemente zu erfüllen, wahllos ihnen völlig unbekannte Bürger von den Straßen der Stadt Minsk weggingen, um sie ohne Prozeß im nahegelegenen Wald von Chatyn zu erschießen. Wir reden hier von der D.D.R. der Siebziger/ Achtziger Jahre.

Wie sieht es nun aber im „Wolfsland“ Bundesrepublik aus? Dem Hort der Freiheit? Nun, leider nicht viel besser, eher schlechter. Freiheit ist eine Marktware, wie jede andere auch. Wer sie haben will, muß sie sich leisten können. Ansonsten hat er nur die Freiheit in der Gosse zu verrecken. Hier bringt dich keiner von Staats wegen um! Nein, du bist ihnen scheißegal. Wenn du vom Tellerrand fällst, lassen sie dich liegen. Es sei denn, sie können mit deinem Elend noch ein paar Groschen verdienen. Dann bist du noch eine Schlagzeile wert, ehe deine Sterblichkeit in den Tiefen des Nichts verschwindet.

Natürlich muß man anerkennen, das dieses System sich den Gesetzen der belebten Natur am meisten annähert, während die Kommunisten mit ihrem angeblich wissenschaftlich fundierten Gesellschaftsmodell nun völlig an jeder Realität vorbeirutschten. Sozialdarwinismus heißt das nach Faschismus stinkende Zauberwort! Aber nur das hat Bestand. Die utopischen Träumereien des Bolschewismus waren einfach nicht mehr bezahlbar und wettbewerbsfähig waren sie nun gleich gar nicht. Jedenfalls nicht auf lange Dauer. Hier nun heißt es: die Schläuen leben von den Dummen, und die Dummen gehen arbeiten (wenn man sie läßt und sie noch können), und wenn die Dummen halt keine nachgefragte Arbeitskraft mehr anzubieten vermögen, dann werden sie halt zu überflüssiger Biomasse. Das

ganze Gerede vom nicht zu beziffernden Wert des Menschen ist Kokolores. Er ist genau das wert, was er an Leistung zu verkaufen vermag – es sei denn, er findet andere Menschen, die ihn so sehr lieben (oder geliebt haben – hä, hä, nicht wahr liebe Scheidungsoffer?), daß sie bereit sind, für seinen Unterhalt mitzuarbeiten. Was die Fernsehurm Besucher früher durch ihre Feldstecher sahen, war prinzipiell das, als was es ihnen die Bolschewisten darstellten. Nur die wenigsten wollten es wahrhaben. Der Bonzenknecht lag mit seiner Erklärung seinem Kind gegenüber gar nicht so weit daneben. Doch viele ließen sich durch die Freizügigkeit und das Überangebot an Konsumgütern derart blenden, daß sie den Preis nicht sahen, der zwingend für diese Art des gesellschaftlichen Zusammenlebens bezahlt werden muß. Das böse Erwachen kam später.

Wir betonen nochmals: Dies ist keine Reminiszenz an die untergegangene D.D.R. Die war auf ihre besondere Art und Weise repressiv und unmenschlich. Ihr von ewiger Paranoia diktiert Klassenkampfwahn ödete die meisten ihrer Bürger irgendwann nur noch an. Die sozialistischen Wettbewerbe, das dämliche „Heraus-zum-1.Mai!“, die hohlköpfigen Parolen, die pausenlose Gängelei, die Wahlfarzen, der alles begleitende Mangel und die ungeheuerliche Anmaßung, 16 Millionen Menschen einzusperrern und ihnen das Betreten eines Großteils dieses Planeten schlichtweg bei Todesstrafe zu verbieten, führten dazu, daß wir im Gegensatz zu einigen verbliebenen Betonköpfen diesem Gebilde keine Träne nachweinen.

Eine alternative, lebbare Gesellschaftsform können auch wir nicht vorschlagen. Es ist eben wie in der Serengeti. Wenn der Löwe die Gazelle gerissen hat, erklären die Eltern den entsetzten Kindern: Das ist ganz grausam, aber in der Natur ist das nun mal so! Von irgendwas muß der Löwe ja auch leben. Die einen haben Glück, die anderen Pech. Setz dich hin und spiel eine Runde Monopoly, dann begreifst du wie es läuft!

Die Bundesrepublik hat aufgehört den Reigen der wirtschaftsmächtigsten Nationen anzuführen. Sie wird nicht mehr lange in der Lage sein, den armen Schweinen dieser Welt ihre Bedingungen aufzuzwingen und sie auszubeuten. Ihre eigenen Säulen der Nationalökonomie, die Granden der Wirtschaft verlegen ihre Firmensitze mehr und mehr ins Ausland, wo sie billigere Produktionsbedingungen vorfinden. Somit geht auch das deutsche nationale Vermögen den Bach runter. Jetzt trifft es die armen Schweine im Inland.

Der belebende Kampf mit dem „Reich des Bösen“ jenseits des eisernen Vorhangs ist ebenfalls beendet. Wir müssen uns auf eine lange, lange Eiszeit einstellen. Rom hat sich bis heute nicht erholt.

Paulus, der Rabbi und ich

S. M. Druckepennig

Ich sag's lieber gleich: Das wird ein häretischer Artikel. Keine Schonkost für Orthodoxe und solche, die es werden wollen. Dennoch postuliere ich an dieser Stelle keine neuen oder alten Wahrheiten. Ich weiß überhaupt nicht, ob das, was ich an dieser Stelle ins Gespräch bringe, jeder Prüfung standhält. Muß es ja auch nicht. Es sind Gedanken, die dem Grundprinzip der Baaksenseite folgen: Durch Widerspruch zur besseren Einsicht. Dennoch ist es mir eingangs ein Herzensbedürfnis der entmachteten Inquisition zu danken, daß sie ihre Feuer zwischenzeitlich gelöscht hat.

Es schreibt sich unbeschwerter, wenn man als Ketzer nicht immerzu die Torturen gewärtigen muß, mit denen die alleinseligmachende Mutter Kirche um das Heil der verlorenen, unsterblichen Seele zu ringen gewohnt war. Worum soll es hier gehen? Wie der Titel schon verrät, bringe ich an dieser Stelle ein theologisches Thema zur Sprache. Der Kirchenvater und Erzapostel Paulus, geborener Saulus, Inhaber des römischen Bürgerrechtes und gelehrter Christenverfolger, später umgeschulter Apologet und Propagandist des Christentums und Heidenapostel steht im Mittelpunkt der folgenden Ausführungen.

Sein Name und seine Person stehen vielen christlichen Kirchen Pate, so unter anderem dem Brandenburger Dominikanerkloster und dem benachbarten Dom. Einem Dom, der als Gotteshaus sowohl den christlichen Glauben als auch die Institution der christlichen Kirche repräsentiert. Hat er das verdient? Meine Antwort lautet: Ja und nein.

Denn diese Kirche ist keine christliche Kirche in dem Sinne, daß sie sich auf den armen galiläischen Wanderprediger und Rabbi Joshua (griechisch: Jesus) bezieht. Sie beruft sich auf ihn. Aber mehr auch nicht. Denn wer den Rebben nur im mindesten kennt, weiß wohl, daß er so etwas wie diese Kirche nie im Sinne hatte. Geschweige von der unendlichen Leidensgeschichte, die von fast allen Völkern dieser Erde im Namen dieser Kirche und durch sie erduldet wurde. Nüchtern betrachtet haben wir es also hier mit dem größten Etikettenschwindel aller Zeiten zu tun.

Man halte mich nicht für einen Feind der Kirche. Ihre härtesten Kritiker waren ihr oft am meisten zugetan. So auch ich. Der arme gekreuzigte Gottessohn hängt über meinem Bette, wohnt in meinem Herzen, und an theologischer Literatur leidet meine Bibliothek keinen Mangel. Aber ich suche eine akzeptable Wahrheit. Eine Wahrheit, die nicht zum Mythos verklärt wurde. Eine Wahrheit, mit der man leben kann.

Eine der Schlüsselfiguren der christlichen Geschichte, der Kirche ist Paulus. Man kommt an ihm nicht vorbei. Daher diese, meine Auseinandersetzung mit seiner Person. Zunächst einmal, wer war denn Paulus überhaupt? Wo kam er her? Ein Hebräer war er, ein Jude, ein Pharisäer aus dem Stamme Benjamin, ein Lehrer des mosaischen Gesetzes, um das Jahr 10 nach Chr. geboren. Insofern konnte er zunächst einmal kein Freund der neu aufkommenden Bewegung sein.

Das änderte sich, nachdem Paulus im Jahre 35 n. Chr. auf der Landstraße nach Damaskus angeblich eine Vision erlebte, die ihn radikal veränderte. Der Herr erschien ihm und fragte ihn: „Saulus, Saulus, warum verfolgst du mich?“ Saulus, der sich nach dieser Vision Paulus nannte, war zunächst geblendet, dann sehr beeindruckt. Von einem der glühendsten Verfolger der Christen wurde er beinahe über Nacht zu einem ihrer eifrigsten Protagonisten. Wahrscheinlich im Jahre 64, andere sagen 67, wieder andere 76 n. Chr. stellten ihm die Römer dafür die Quittung aus und brachten ihn per Enthauptung um. Er hatte es wohl mit seinen staatsgefährdenden Umtrieben wohl übertrieben, was bei den in religiösen Fragen ansonsten sehr aufgeschlossenen und toleranten Römern schon etwas heißen wollte.

Die in Staatskunst, Finanzbeschaffung und Machterhalt sehr erfahrenen Römer sahen wohl ein Stück weit in die Zukunft und wußten die Auspizien, die von Paulus ausgingen, richtig zu deuten. Hier lebte nicht jemand seinen persönlichen kleinen Kult oder Aberglauben, der ihm half, durch ein beschissen hartes Leben zu stolpern – hier ging es ums Ganze. Hier war mit Finanzausfällen in mehrstelliger Milliardenhöhe zu rechnen, wenn das erst auskeimte. Daher wohl die von christlichen Geschichtsschreibern oftmals als äußerst rigide dargestellten Christenverfolgungen. Sie werden bis zu einem

gewissen Zeitpunkt jedoch mehr oder weniger Marginalien der römischen Staatsangelegenheiten gewesen sein. Anfänglich zählte Paulus natürlich nicht zu den Aposteln – wie auch. Er lernte den Herren ja erst drei Jahre nach dessen Kreuzigung und Himmelfahrt kennen. Wenn man aber die Erscheinung des Rebben als Auftragserteilung akzeptieren will, so ist die nachmalige Zuordnung zu den Aposteln des Herren durchaus annehmbar.

Und jetzt sage ich es noch einmal: Diese Kirche ist keine christliche Kirche, auch wenn sie sich hundertmal so nennt. Sie ist eine – paulinische Kirche. Eine hochgekommene Sekte unter Tausenden aus der Spätantike unter Leitung eines genialen Chefdemagogen: Paulus.

Dieser Mann, verheiratet übrigens, der die Frauen hieß, in der Gemeinde zu schweigen, schaffte es gar, den „Bischof“ von Jerusalem, Jacobus, den leiblichen Bruder des Herren, so kaltzustellen, daß die wenigsten Laien heute noch seinen Namen kennen. Nota bene: Den Bruder Jesu! Das war eine reife Leistung: Zugegeben. Immerhin öffnete Paulus damit gegen den erbitterten Widerstand der Juden die kleine Sekte einem Millionenpublikum und schuf damit überhaupt erst die Basis für dieses weltumspannende Machtimperium. Denn: Reichtum ist: die Ersparnisse vieler in den Händen weniger. Die Kirche stellte sich zunächst einmal als Kirche der Armen dar und Arme gibt es zu allen Zeiten naturgemäß weitaus mehr als Reiche. Also nimm all den Armen ein Weniges, vertröste sie auf ein postmortales Himmelreich und betreibe mit dem eingesammelten Geld ganz irdische Machtpolitik. Das ist in Grundzügen das Rezept, dem die Kirche bis heute folgt.

Auch Paulus hat das so nicht gewollt. Ganz sicher nicht. Aber mit seiner bahnbrechenden Aufbauarbeit schuf er effizient die Grundlagen für eine spätere globale Ausbreitung dieser auf irdischen Gewinn spezialisierten Sekte – und das in einem Maße, von dem selbst die Scientologen träumen.

Er erkannte mit feinem Instinkt – wer hier ernsthaft etwas kochen, das Wort Gottes unter die Leute bringen will, der muß von Rom aus in die Provinzen operieren. Umgekehrt wird das nichts. Heute geht man nach Hollywood oder nach New York. Wer's im Big Apple schafft, der packt's überall – nun, damals spielte diese Rolle eben Rom. Nichtsdestotrotz war er, wie schon erwähnt, ständig auf Reisen um die neu aufkeimenden Gemeinden in seinem Sinne bei der Stange zu halten. Die Eckdaten oder die Vita Jesu interessierten ihn dabei wenig. Ebenso die Lehre des Herren. Das klingt gewagt. Aber meine Beschäftigung mit Paulus ergab, daß er seinen eigenen Mystizismus, sein eigenes Verständnis von der Materie im Namen des Herren verkaufte und unter die Leute brachte.

Das Gegenteil von GUT ist nicht BÖSE, es ist GUTGEMEINT! Und eines steht außer Frage: Paulus hat es gut gemeint. Er war kein Schweinehund. Er war kein Volksverführer, der die Macht an sich reißen wollte, er wollte nicht herrschen. Er wollte, daß SEIN Christus herrscht, so wie er ihn kennengelernt und verstanden hatte. Vielleicht hätte er sich gar unterfangen, den Rabbi höchstpersönlich in seinem Sinne zu bekehren, wenn er dazu Gelegenheit gehabt hätte. Aber mit Sicherheit hätte er sich auf die Zunge gebissen und im Leben keine Feder und kein Tintenfaß mehr berührt, wenn er geahnt hätte, welche Büchse der Pandora er da öffnete, als er sich gegen das Episkopat von Jerusalem mit seiner Meinung durchsetzte, daß diese kleine jüdische Sekte den Unbeschnittenen in aller Welt offen sein solle. Paulus wollte die Erlösung für alle Menschen erreichen. Gottes Wort sollte für alle Kinder seiner Schöpfung vernehmbar sein, nicht nur für das Alte Volk des Bundes. Das war das wahrhaft revolutionäre an Paulus' Idee. Wir können davon ausgehen, daß er ein im Herzen gütiger Mann war. Nur wenn es an den Grundgehalt der Aussagen ging, die Paulus vertrat, dann

konnte er rabiat werden. Das ist solchen energischen Welterlösern gemein: Alles muß nach ihrem Heilsplan selig werden. Dann sind sie zufrieden. Und wenn sie zufrieden sind, dann sind solche im Herzen gütigen Menschen auch außerordentlich angenehm und umgänglich. Das ist es ja gerade, was sie von Despoten und Tyrannen unterscheidet. Damit aber keiner auf den Holzweg kommt: Deswegen muß ihr Wirken nach außen wie nach innen nicht minder tyrannisch und despotisch erscheinen.

Was seine fatale Einschätzung des Wertes der Frau betrifft, die bis heute furchtbar nachhallt, so können wir nur vermuten, daß er zum ersten im Kontext seiner Zeit handelte, die von patriarchalem Gedankengut durchdrungen war und daß er zum zweiten bei der Ausschaltung der Frau als Macht- und Entscheidungsfaktor die 95% hirnlösen Pussen (HLPs) im Sinne hatte, die demographisch gesehen jede feminine Bevölkerungsschicht dominieren. Das wäre jedoch insofern ungerecht, als er mit der maskulinen Bevölkerungsgruppe ebenso hätte verfahren müssen – denn auch diese besteht zum gleichen Prozentsatz aus hirnlösen Schwanzträgern (HLSTs). Es gibt keinen vernünftigen Grund, warum die eine der anderen Gruppe vorzuziehen sei. Es sei denn, Paulus erkannte ganz pragmatisch, daß eine solche Politik von vornherein genauso zum Scheitern verurteilt gewesen wäre, wie etwa die Predigt des Matriarchats inmitten des heutigen fundamentalistisch-islamischen Afghanistans. Damit hätte er mit der Installation seines neuen Glaubens aufhören können, bevor er überhaupt begann.

Wir wollen hier die etwas gewagt erscheinende These außer Acht lassen, daß Paulus von seiner Ehefrau – ja, ja – er war verheiratet – an der kurzen Leine gehalten wurde und somit aus gewissen Komplexen heraus seine sehr antifeminine Grundhaltung exponierte.

Wenn er doch nur konsequenter für die Frau gesprochen hätte! Das unbeschreibliche Elend der Hexenverfolgung kann man ihm durchaus anlasten, auch wenn er persönlich mit Sicherheit keine dieser unglücklichen Frauen je so behandelt hätte, wie es seine Successoren in den darauffolgenden Jahrhunderten taten. Denn wie oft beriefen sich die Kirchenväter und –Lehrer auf Paulus wenn sie aus weiß der Teufel was für sexuellen Konflikten heraus Gift und Geifer gegen das andere Geschlecht spieen. In gerader Linie läßt sich der heutige für die Gesellschaft höchst unproduktive und schmerzhafteste Geschlechterkampf noch direkt zurückführen auf das Unwesen, das aus Paulus' Gedankengebäude entsprang.

Sodann begann Paulus der sich schon in den ersten Jahren der Christenbewegung abzeichnenden Abweichterproblematik zu stellen. So viele Menschen, so viele Meinungen. Damit aber läßt sich das Haus Gottes auf Erden nicht errichten. Es muß einen Gott, wahlweise Häuptling geben, der eine Meinung kundtut, und dann das Volk der einfachen Indianer, die brav den Weisungen des Großen Meisters folgen und nicht auf die Idee kommen, zu rasonieren. Das ist nun einmal Sektenimmanent. Anders läßt sich keine Verwaltung aufbauen, keine Ordnung schaffen, der Anarchie entgegenwirken. Und so befeißigte sich schon Paulus als Prototyp aller späteren Inquisitoren, diese aufkommenden Querschläger und Renegaten energisch zu bekämpfen. Seine diesem Ziel gewidmeten Briefe sind in jedem Neuen Testament nachzulesen. Auch darin fand der Apostel höchst unselige Nachfolger. Während Kirchenväter wie Origenes nur mal eben (wie nach dem Konzil zu Nicäa) aus dem Kanon gestrichen und ihnen die Kirchenväterrolle aberkannt wurde, erlitten die Albigenser und Katharer, die Wiedertäufer ein weitaus schlimmeres Schicksal. Der Montségúr ist bis zum heutigen Tage ein beredtes Denkmal. Und auch die Worte jenes zweifelhaften Heiligen, der einen Hauptmann seiner Truppe, der ihn während der Katharerkämpfe fragte, wie er denn die Ungläubigen von den Gläubigen unterscheiden

solle, anwies: Tötet sie alle – Gott wird die seinen schon erkennen! – spricht Bände über eine Geisteshaltung, die in dem von Paulus geprägten Monopolanspruch seines Glaubens wurzelt. Das soll nicht heißen, daß die anderen besser gewesen wären, hätten sie den Kampf gewonnen und wären zur Macht gelangt. Unter anderen Farben wäre unzweifelhaft dasselbe Spiel weitergegangen. Und das eben ist der Knackpunkt. Ging schon des Rebben Heilsplan am Wesen der Menschheit total vorbei, so erscheint Paulus' Weg zur Erlösung nun vollends an jeder Realität vorbeigedacht.

Paulus war von Beruf wahrscheinlich Zeltmacher. Notgedrungen hatte er mit vielen Menschen Kontakt. So verwundert es umso mehr, daß er sein Programm in scheinbarer, völliger Weltfremdheit, bar jeder Menschenkenntnis verkündete. Oder hoffte er, die Herzen der Menschen von seinen Gemeinden ausgehend nach einer Art Dominoeffekt zu gewinnen? Auch das wäre eine zeitlose Illusion gewesen. Denn wo drei, ach was – zwei Menschen beieinander stehen, da will einer den Hut aufhaben. Bei Zweien mag es noch seltene Ausnahmen geben. Bei dreien – das grenzte schon an ein Wunder. Und die vier demokratischen Musketiere – einer für alle, alle für einen! – die gibt's nun wirklich nur in Dumas' Märchen. Und Paulus will die ganze Welt einen?

Sicherlich, man darf nicht außer Acht lassen, daß er ein zutiefst frommer und gottgläubiger Mann war. Und seinem Gott war kein Ding unmöglich. Hatte der nicht auch die Welt geschaffen, mit allem was darin krecht und flucht? Hatte der nicht vor Paulus' Augen seinen eigenen Sohn zu den sündigen Menschen gesandt und ihn um der Befreiung von den Sünden willen ans Kreuz gegeben? So gesehen, wird des Apostels Haltung sogar nachvollziehbar. Die Sünde war fort, der Tod war besiegt! Jetzt konnte Gottes Reich kommen, die Verheißung sich erfüllen. Die Ungereimtheiten dieser Theorie, an die Paulus so fest glaubte, schienen ihn nicht in ernsthafte Zweifel zu stürzen. An einen Selbstlauf von Gottes Erlösungsplan schien er auch nicht recht zu glauben.

Wie anders erklärte sich seine unermüdliche Reistätigkeit zu propagandistischen Zwecken quer durchs Imperium Romanum. (Hierbei hätte er allerdings – vor allem in Rom selbst – die Möglichkeit gehabt, zu erkennen, daß es lange vor seinem Herren und Meister schon viele andere, ähnlich gestrickte Erlöserkulte gab, die sich wie ein rotes Tuch durch die Religionsgeschichte der antiken Völker zog: Ob es der persische Mithraskult war, oder die altägyptische Geschichte von Isis und ihrem Brudergemahl Osiris, ob die Germanen von Baldur berichteten, oder die fernen Inder von Shiwa – der Grundtenor war immer der gleiche: Opfertod und Auferstehung, Sonneuntergang – Nacht – Sonnenaufgang, Frühling, Sommer, Herbst und Winter und dann wieder Frühling. Doch Paulus war zu sehr auf seinen Jesus fixiert. Seinen Jesus. Den Jesus, der den apostolischen Auftrag erteilt hatte: Gehet hinaus in alle Welt und prediget den Völkern. Dieser war der eine und einzige Messias. Einen anderen konnte es nicht geben. Dieser Messias konnte weder einen Vorgänger noch einen Nachfolger haben. So blieb Paulus einem dogmatischen Denkgebäude verhaftet, dessen starren und unflexiblen Strukturen er sich nicht zu entziehen vermochte. Die Konsequenzen waren entsprechend.

Die ihm folgten, waren es nicht minder. Die Kirche der Armen, deren Hoffnung auf Erlösung aus ihrem Elend wurde zu einer machtorientierten Institution, deren apostolische Grundlagen mehr und mehr an den Spitze der Machtpyramide zu Lippenbekenntnissen verkamen. Man sehe sich Erzlumpen und Schwerverbrecher wie Papst Alexander VI. Borgia an und habe keinen Zweifel daran, daß dieser Höllenhund den Christus ein zweites Mal ans Kreuz geschlagen hätte, wäre auch nur ein Pfennig Gewinn für ihn dabei herausgesprungen.

Nun gut, für solche Banditen kann man dem Manne Paulus natürlich keine Schuld anlasten. Die hätte es genausogut ohne ihn gegeben. Aber die ideologische Vorarbeit hat er ihnen, mit absoluter Sicherheit unbewußt, geliefert. Es bleibt die Frage zu klären, ob Paulus ein klassischer Wendehals gewesen ist. Das, denke ich, kann man mit absoluter Sicherheit verneinen. Natürlich wandelte er sich vom Saulus zum Paulus. Aber gegen den Strom! Beim klassischen jüdischen Establishment war er doch als Christenjäger und Kenner des Alten Gesetzes ganz gut angeschrieben. Als er seine Auffassungen fundamental änderte, tat es das Gegenteil dessen, was einen Opportunisten, einen Wendehals auszeichnet. Er brachte seine Existenz nicht nur in ernsthafte Gefahr und entzog ihr für eine ungewisse Zukunft jede Grundlage – er führte fortan das Leben eines Ausgestoßenen, eines Verfehmten, eines kleinen Gewerkschafters.

Daher halte ich seine persönliche Integrität über jeden Zweifel erhaben. Doch gerade die makellosesten Leute stiften oft das größte Unheil. Verlangen sie doch von ihrer Umwelt gleiche Unfehlbarkeit. Und so kommen wir auch schon zum furchtbarsten Erbe, das uns der Apostel hinterlassen hat: Der Sünde! Dem ewigen Sündengeschwafel. Dieser Fabrik für kollektives Schuldbewußtsein und Bigotterie und Minderwertigkeitskomplexe. Nichts war so gut gemeint um den Menschen zu bessern, wie die Erfindung der Sünde. Und nichts, nichts, nichts hat auf Dauer mehr Schaden angerichtet als dieser Unfug. Die Menschen wurden auf das Niveau von unmündigen Kindern zurückgestuft. Die Sprachregelung, die den Schöpfer der Welt Gottvater nannte, tat ein übriges in dieser Hinsicht. Gut gemeint. Natürlich! Mord und Totschlag regierten die Welt. Wer nicht mithalten konnte, kam erbarmungslos unter die Räder. Für Nächstenliebe und Barmherzigkeit, die Paulus als christliche Tugenden begriff, blieb da nicht viel Platz.

Aber der Drang nach Reichtum, nach Macht, die eitle Zurschaustellung von beidem, so man denn dazu gekommen war, ausschweifende sexuelle Begehrlichkeiten beider Geschlechter führten seit alters her zu immer neuen Kaskaden menschlichen Leides. Regelwerke menschlichen Zusammenlebens wurden daher schon sehr früh erstellt und zunächst mündlich, später auch schriftlich fixiert. Diese Regelwerke, wie zum Beispiel Hammurapis Säule oder die Sprüche Salomos, sagten alle das eine aus: Mach das und das! Laß das und das bleiben! Hältst du dich an die gegebenen Weisungen, soll's dir gut gehen auf Erden. Übertrittst du die Gebote, geht's dir an den Kragen! Übertretungen dieser Regeln menschlichen Miteinanders wurden fortan Sünde genannt – und Sünde war, wie gesagt, zu meiden.

So gesehen lagen Paulus und seine Vordenker nicht einmal falsch, wenn sie die Sünde für den Ursprung allen menschlichen Leides hielten (abgesehen, davon, daß auch der Heilige an Krebs erkrankt und dann nach dem Verständnis der Alten völlig unverdientermaßen zu leiden hätte. Aber welch philosophisches Hintertürchen wurde da geöffnet: Der Heilige wurde von Gott geprüft – der Sünder gestraft. Grandios, was?)

Die Menschheit jedoch dahingehend bessern zu wollen, daß sie fortan sündfrei lebt, war völliger Kokoloeres. Gene wissen nichts von Sünde. Sie wissen nicht einmal um die eigene Existenz. Seit der Ursuppe des Eozäns kennen sie nur ein Gebot: So viele wie mögliche Kopien von meiner Bauart – und die so weit wie möglich verbreiten. Sonst nichts! Dafür haben sie sich ausführende „Maschinen“ in den vielfältigsten Formen geschaffen. Pflanzen, Bakterien, Viren, Tiere. Und alle diese Lebewesen und Halblebewesen führen nur diesen einen genetischen Befehl aus. Zufall und bessere Anpassung bilden dann die Evolution. Und die schießt auf menschliche Werte. Wenn's denn sein muß, schließen sich manche Lebewesen zu mehr oder minder losen Verbänden zusammen, in denen die Chancen des einzelnen Individuums etwas steigen. Und das impliziert natürlich gewisse Verhaltenscodizes. Sonst

würde der Rudelvorteil recht bald dadurch egalisiert werden, daß sich die Gruppenmitglieder unentwegt selbst attackieren und auslöschen. Doch von all diesen evolutionären Grundbegriffen konnte Paulus nichts wissen. Er sah den Menschen als von Gott geschaffen und damit sehr wohl zur Einsicht und zur bewußten Abkehr vom sogenannten „Bösen“ (wie Konrad Lorenz das nennen würde), fähig. In diesem winzigen aber entscheidenden Punkt lag die Ursache für das totale Scheitern der christlichen Idee, Paulus' Vision und im übrigen auch aller anderer Heilsversprechen und -lehren.

Es ist Paulus somit kein direkter Vorwurf zu machen. Stünde er vor Gericht, er müßte trotz des Grundsatzes „Dummheit/ Unwissenheit schützt vor Strafe nicht!“ freigesprochen werden. Oder Bewährung kriegen. Denn er konnte es nicht besser wissen.

Man darf annehmen, daß er trotzdem ein glücklicher Mensch gewesen sein muß. Denn sein Glaube erschuf in ihm nicht nur Hoffnung, sondern Zuversicht. Beides sind unschätzbare Reichtümer, derer wir nüchternen Menschen bei dem festen Vorsatz, uns nicht illusionieren oder sonstwie über das Wesen der Dinge zu betrügen, komplett verlustig gegangen sind.

Die Hoffnung auf ein besseres Leben nach dem Tode, auf Belohnung eines enthaltsamen und sündearmen Lebenswandels, ließ viele Menschen das harte Dasein weitaus besser verkraften, das ihn die paulinische Lehre zumutete.

Und der Bruder Tod war so nett, ihnen mit seinem Kommen gnädig das Bewußtsein auszulöschen, so daß sie den großen Betrug nicht mehr merken konnten. Den großen Betrug, der sie um die wenigen Freuden ihres einzigen und unwiederbringlichen Daseins brachte. Dennoch, ich betone es abschließend noch einmal, war Paulus kein Betrüger – denn er hat es nicht besser gewußt und nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt.

Wer also außer der Allmächtige Vater Israels und des armen Rebben aus Nazareth, der Paulus und den Rest der Welt geschaffen hatte, wollte bilanzieren! Fluch und Segen gegeneinanderstellen. Beides war gewaltig. So gewaltig, daß es sich unserem Urteilsvermögen entzieht.

Es ist uns nicht gegeben, die Schreie der gemarterten Hexen gegen den tiefen Seelenfrieden aufzurechnen, indem Millionen von Menschen klaglos ein entbehrungsreiches Leben hinnahmen um dann versöhnt mit Gott und der Welt ihr Leben auszuhauchen. Wir können die Greuel der Konquistadoren nicht gegen Mutter Theresa abwägen. Nicht den Holocaust gegen das nicht zu unterschätzende Engagement auch der Institution Kirche für die Notleidenden dieser Welt.

Ohne Paulus wäre diese Welt mit Sicherheit eine andere. Der arme Gekreuzigte wäre nur noch wenigen hochspezialisierten Historikern bekannt. Und wer weiß, ob die heutigen Zivilisationen das Leben im selben Maße respektierten, wie sie das nicht zuletzt unter dem Einfluß des paulinischen Christentums mehr und mehr tun.

Niemand kann sagen, was auf uns zu kommt, wenn diese langsam verblassenden tradierten Werte einer neuen Ära menschlichen Zusammenlebens Platz gemacht haben. Die alten Griechen nannten es das eiserne Zeitalter. In den Favelas von Rio und in Los Angeles South Central ist es bereits angebrochen. Dort regiert ungehemmt das, was Paulus die Sünde und ein Faschist Sozialdarwinismus nennen würden.

Paulus wäre entsetzt. Und das mit Recht. Vielleicht ist es daher letztendlich besser, ihm zu folgen, als ihn in Bausch und Bogen zu verfluchen!

QVID QVID AGIS...

- ein Zwischenruf

S. M. Druckepennig

Die römische Besetzung Galiläas und Palästinas war hart, dauerte lange und wirkte für meine Leute sehr, sehr nachhaltig. Unsere schrecklichste Diaspora begann mit dem Fall Massadas. Wir haben wenig Grund, den Römern zu danken. Desungeachtet darf man sich den gewaltigen Kulturleistungen dieses Volkes nicht verschließen. Eine davon ist ihre brillante Sprache, von der der Professor Klemperer (meines Volkes), der Verfasser der --> LTI, sagte, sie wäre die Sprache gewordene Logik. Präzise und von Wohlklang. So nimmt es nicht wunder, daß dem Landboten ein Satz präsiert, der in dieser Form schon in den „gesta romanorum“ so zitiert wird:

QVID QVID AGIS PRUDENTER AGAS ET RESPICE FINEM

Ins Deutsche übertragen lautet er: Was immer du tust, tue es mit Bedacht und bedenke das Ende! Obwohl dem Abendland entstammend, scheinen viele Menschen rund um den Globus zu ähnlichen Schlüssen gekommen zu sein. Buddha beispielsweise lehrt ebenfalls, daß wir alles, selbst unsere einfachsten Tätigkeiten wie das autonome Atmen, oder das Denken, das Essen und Trinken mit begleitendem, ja steuerndem Bewußtsein verrichten sollen. Im Prinzip begegnet uns hier die Grundanforderung an jeden guten Schachspieler. Und dieses Spiel hat ja unter anderem deshalb eine so überragende Bedeutung gewonnen, weil es das wahre Leben und dessen Anforderungen en miniature kolportiert.

Nun heißt das beileibe nicht, daß man sich vor jedem einfachen Handschlag schier zu Tode grübeln soll, ehe man ihn denn ausführt. Manche Dinge verlangen eine schnelle Entscheidung. Keine Frage. Das QVID QVID AGIS... aber ist die Antithese zu jeder geistigen und physischen Rasenlatscherei, zur Gedankenlosigkeit und Oberflächlichkeit, die die Ursache so vieler Übel ist und so vielen sinnlosen Leides.

Gehe den Dingen auf den Grund! Hinterfrage sie vorbehaltlos und erforsche die ihnen innewohnende Dynamik. Du hast dann zwar noch immer keine Sicherheit, sie bis ins Letzte verstanden zu haben, aber du bist ihnen nicht mehr so hilflos ausgeliefert wie das Vieh auf der Weide. Denn das ist ja die Tragik des Menschengeschlechtes: So, wie die Neurophysiologen lange Zeit behaupteten, der einzelne Mensch nutze maximal drei Prozent seines Denkvermögens (wo immer diese Zahl herkommen mag...), so stelle ich dem gegenüber: Maximal drei Prozent der Menschheit nutzen ihren gottgegebenen Grips. Mißverstehen Sie mich nicht! Sie nutzen ihn schon bis zur Belastbarkeitsgrenze. Nämlich dort, wo es um ihren Vorteil geht und darum, den Nachbarn übers Ohr zu hauen. Der Schutzpatron unserer kleinen Gazette – der Heilige Kurt (Tucholsky) – prägte diesbezüglich die Sentenz: Das Volk ist doof, aber gerissen! Daher habe ich nur wieder das Gefühl, in den Spuren eines andern Granden der Menschheit zu wandern: des Don Quichotte de la Mancha, dessen berühmteste Tat sein legendärer Ritt mit eingelegter Lanze gegen die Windmühlenflügel war. Somit halte ich den Artikel kurz und ende ihn mit dem anderen Wahlspruch des „Landboten“, den wir von seiner Eminenz --> Kardinal Jules Mazarin entlehnt haben:

QVAM FRVSTRA ET MVRMVRE QVANTO

(Wie vergeblich, und mit wieviel Getöse!)

Rente und Recht

B. St. Fjollfross

Dem Staat und allen seinen nachgeschalteten Institutionen geht es schlecht. Das Geld ist ausgegangen. Spät, sehr spät verfällt man auf die Idee des Sparens im großen Stil. Wo man vorher verschwenderisch mit vollen Händen das Geld zum Fenster hinauswarf – wir hatten's ja, wo man auf Teufel komm raus kreditierte und spendierte – da soll jetzt eingespart werden, daß es nur so kracht im Gebälk. Systematisch wird dabei der Wirtschaft der Hahn abgedreht.

Als der Soldatenkönig 1712 im hochverschuldeten Staate Preußen ebenfalls ans Eingemachte zu gehen gezwungen war, stand für meisten der über Nacht banquerotten Gewerbe wenigstens die Armee als auffangender Abnehmer zur Verfügung. Hier hingegen ist dunkelzutun. Die Wirtschaft kollabiert ungebremst und zusehends. Man verfällt also auf das altbewährte – oder eben nicht bewährte – Patentrezept, und „spart“ auf breiter Fläche bei denen, die schon eh nichts mehr haben. Der Restkonsum wird unterminiert und reißt alles, was am Warentausch mit dran hängt, in die schwindelnden Tiefen einer Rezession.

Ein Thema des umfangreichen Sparmaßnahmenkataloges ist beispielsweise die Rente zukünftiger Generationen. So lautet ein Vorschlag, das Renteneintrittsalter auf 67 Lebensjahre, perspektivisch auf 70 Jahre zu erhöhen. Heutigentages, das dürfte allgemein als bekannt vorausgesetzt werden, wird man schon als Mitte Vierzigjähriger in vielen Berufen zum alten Eisen gezählt. Man ist also nur noch in den seltensten Fällen auf dem Arbeitsmarkt vermittelbar.

Unter diesem Gesichtspunkt erscheint diese Gesetzesnovelle sehr fragwürdig. Die Lebensarbeitszeit soll verlängert werden, auf daß wieder Geld in die Kassen kommen. Wart'n Blödsinn! Es ist ja nicht einmal Arbeit für die jungen Leute da, geschweige für die Alten. Großer Gott, in den strukturschwachen Gebieten Ostelbiens sind 20 und mehr Prozent Arbeitslosigkeit keine Seltenheit und da kommt einem die Idee, die Leute länger im Arbeitsprozeß zu belassen, doch schon etwas realitätsfern vor.

Ist sie aber nicht! Denn die Geschichte hat einen völlig anderen Hintergrund. Jedem, der eins und eins zusammenzählt, müßte das völlig klar sein. Wir erinnern uns: Es geht um Einsparungen. Sparen läßt es sich am Besten, wenn man nichts ausgibt. Man spart also bei den Rentnern, indem man ihnen weniger Rente auszahlt. Die Rente kürzen? Nee! Das gibt Krawall. Geh den Leuten an den Geldbeutel und es raucht im Karton. Wer sich als Politiker ernsthaft Hoffnungen macht, in der nächsten Legislaturperiode wieder Amt und Würden zu bekleiden, wird diesen Schritt nicht in Erwägung ziehen.

Aber was dann? Richtig. Schick die Leute später in Rente! Das heißt, zahl Ihnen ihre Renten später oder gar nicht aus. Die Alten, die es erleben, werden länger auf den Renteneintritt warten müssen. Aber nicht nur das. Denn da sich die meisten von ihnen zu diesem Zeitpunkt in einem Alter befinden, in dem sie wahrscheinlich schon definitiv aus jeglichem Arbeitsprozeß ausgeschieden sind, werden sie ihre Altersbezüge zunächst vom Sozialamt beziehen – und das ist dann zum Großteil der Mindestsatz nach der Zusammenlegung von Arbeits- und Sozialbehörde. Insofern wird von dieser Behörde für die einzelnen Personen auch nur ein geringer Betrag an die Rentenkassen überwiesen, was zur Folge hat, daß die Rentenanwartschaften ebenfalls geringer ausfallen. Welch eine Entlastung der Rentenkasse! Aber es kommt noch schöner. Das von Herrn Vetter

gegenüber Gesundheitsministerin Ulla Schmidt angemahnte „Soziale Früh-Ableben“, das unweigerlich aus der Gesundheits- und Sozialreform resultiert, wird ebenfalls dazu führen, daß die Rentenkassen tief durchatmen können. Viele Leute zahlen über Jahrzehnte zwangsweise ein, kommen aber nie in den Genuß, sich auch nur eines müden Cents an Pension oder Rente zu erfreuen. Na wunderbar. Der staatliche Rentenbeutel wird sich trotz demographischer Altersverschiebung rasch wieder füllen.

Und dann gibt's wieder mehr für alle... Eine Ausschüttung... Den Segen wenigstens für die nachfolgende Generation... Aber nein! Wenn der Deutsche Michel sich erst einmal an die neuen Preise gewöhnt hat, dann läßt man ihn getrost weiter blechen und wirtschaftet sich den Überschuß in die Tasche. Und wenn er sich erst mit den vollendeten Tatsachen des späteren Eintrittsalters arrangiert hat, dann wird man dieses freiwillig wohl so schnell nicht wieder absenken. Man wäre ja von allen guten Geistern verlassen.

Darin besteht meiner Auffassung nach die eigentliche Bedrohung durch diese Pläne. Transienter, das heißt vorübergehender Charakter ist in diesen „Reformen“ nicht festgeschrieben oder auch nur vorgesehen. Das sind Veränderungen auf Dauer. Da ist nirgendwo die Rede davon, daß der Spuk sich mit einsetzender Konjunktur in Wohlgefallen auflösen werde. Ganz im Gegenteil. Dieser unselige, rezessionsfördernde Wechsel auf die Zukunft wird nachgerade festgeschrieben. Es wird nicht in Abrede gestellt, daß die öffentlichen Kassen leer sind und die privaten sich nun massiv zu Lehren beginnen. Dringender Reformbedarf besteht. Gar keine Frage.

Aber der Masse der Menschen immer nur das Wenige wegnehmen, was sie noch haben und in den Wirtschaftskreislauf einbringen könnten, bringt keine Nationalökonomie zum Laufen. Es tötet sie ab. Was not tut, sind grundlegende Veränderungen des Wirtschaftssystems, die Entbürokratisierung des Verwaltungsapparates (man nehme Parkinsons Law endlich mal ernst und setze die daraus resultierenden Erkenntnisse um, sofern das auf Dauer überhaupt möglich ist), die Überschaubarkeit und Handhabbarkeit des Rechtes und der behördlichen Bestimmungen für den Einzelnen. Dann, wenn diese Prämissen erfüllt sind, kann man über eine Staatsneuerschuldung reden. Eine neue Nettokreditaufnahme um die Wirtschaft anzukurbeln. Ansonsten verlaufen alle solche gutgemeinten Investitionen im Sande. Das ist so sicher wie das Amen in der Kirche.

Schulschwänzer

Zu einer Schlagzeile der BZ am 26. Februar 2004

B. St. Fjollfross

Sehr geehrte Damen und Herren,

Etwas Beschämenderes, Skurrileres, Unsinnigeres als Ihre Headline vom Donnerstag, dem 26. Februar 2004 war lange nicht mehr zu konstatieren. Wir betonen an dieser Stelle, wir nehmen Bezug auf Ihre Schlagzeile, nicht den Artikel selbst. Sie titeln sinngemäß: Endlich greift einer durch. Vater von Schulschwänzerin, die dem Unterricht über drei Monate ferngeblieben ist, wird zu einer Geldstrafe verknackt. Begreifen Sie eigentlich selbst den ganzen Blödsinn, der dieser vielgesichtigen Bankrotterklärung innewohnt? Wir sind ein satirisches Journal. Aber dieser Aufmacher entzieht sich jeder Satire. Hier möchte man nur noch dreinschlagen!

1. Seit den 68ern verstummen die Töne nicht, die autoritären Erziehungsmustern die Legitimität absprechen. Dabei weiß jeder Idiot, daß Kindern ein Grenzen auslotendes Verhalten immanent ist, sie diese einfordern und seelisch verwahrlosen, wenn ihnen diese im Verlauf ihrer Entwicklung vorenthalten werden. Da das gesellschaftliche Zusammenleben Grenzen erfordert, kommt es spätestens mit dem Erreichen des gesellschaftsverantwortlichen Alters zum unvermeidlichen Bruch und zu schwerwiegenden Konflikten.
2. Welche Erziehungshandhabung bleiben denn Eltern heute noch bei therapieresistenten und unbeschulbaren Kindern? Bei rigiden Maßnahmen werden die Eltern ganz fix selbst zur Zielscheibe staatlicher Verfolgung. Irgendwelche hysterischen und ewig klugscheißenden, säuselnden und seiernenden Sozialfachleute verwandeln sich ruckzuck in geifernde Inquisitoren um vermeintlich die Interessen der Kinder zu schützen. Die armen wehrlosen Kinderchen dürfen ihren Ernährern ungestraft gegen das Schienbein treten. Das ist dann ein Zeichen ihres Unwohlseins, das man ändern muß, indem man ihnen ein Ohr abkaut oder ihnen noch mehr Zuckerwasser in den Arsch bläst. Kriegen die Blagen was hinter die Löffel, greift der Kadi ein.
3. Welche Kontrollmöglichkeiten haben berufstätige Eltern über das Verhalten ihrer mißratenen Fröchtchen? Hä? Was schlagen Sie denen vor?
4. Gut, nehmen wir an, die Polizei begleitet das faule Mägdelein in die Schule und bleibt vor dem Klassenraum stehen, damit sie nicht während des Unterrichts entwischt. Und jetzt paßt sie angestrengt auf, was? Jetzt ist sie bekehrt, wie? Menschenskind, die wird auf stur schalten und Löcher in die Luft glotzen. Die will nicht, kapiert ihr das nicht? Alles, was die will, ist ein faules, fettes Leben in den Tag hinein, das ihr durch die fleißige und harte Arbeit ihrer Mitmenschen ermöglicht werden soll. Aber soweit denkt die nicht mal. Sie will nur haben, haben, haben – aber nichts dafür tun!
5. Den Richter schelten lohnt an dieser Stelle nicht. Der kann nur im Rahmen der ethischen und juristischen Vorgaben urteilen, die ihm die Gesellschaft diktiert. Ist er ein integrierter Mann, wirft er den Bettel hin und verdient seine Brötchen anders. Ist er clever, wird er zum Opportunisten und kassiert weiterhin sein Richter Gehalt und macht seinen Job. Das ist unsere Meinung.
6. Was soll die dämliche Geldstrafe des Vaters? Wohin kommt das Geld? Wem kommt es zugute?

Keine Kritik ohne Lösungsvorschlag! Der unsrige heißt: Bootcamps. Oder Erziehungsanstalten, die sich diesem Vorbild verschreiben. Mit deren Hilfe die Gesellschaft klarstellt, daß sie auf Parasiten von eigenen Gnaden keinen Wert legt. Wenn einer unverschuldet ins Elend kommt, ist die Solidargemeinschaft gefordert. Asoziale Schmarotzer müssen dagegen nicht hofiert, sondern in die Schranken gewiesen werden. Harte körperliche Arbeit zum Wohle der Gemeinschaft, auf deren Taschen sich diese Fröchtchen ein schönes Leben zu machen gedenken. Damit sie sehen, was sie anderen abverlangen. Denn von irgendwo muß er ja kommen, der Lebensunterhalt solcher Leute! Für jeden Blinden, Querschnittsgelähmten, Schwachsinnigen sind wir bereit zu arbeiten. Nicht so für Schmarotzer und Faulpelze!

Und wenn jetzt die Pietisten aufjaulen, diese Maßnahmen seien unmenschlich und mit der Würde des Menschen unvereinbar, so halten wir dem unsere Überzeugung entgegen, daß die Würde des Menschen gleichwie

die Majestät der Könige zwar angeborenes Gut ist, das aber erst durch ein gesellschaftskonformes Leben verteidigt werden muß. Sie ist unveräußerlich, aber sehr wohl verlustfähig. Kinderschänder, Vergewaltiger, Raubmörder beispielsweise haben sich selbst dieses Gutes benommen. Asoziale, soweit nicht krankhaft veranlagt, sind auf dem Wege das zu tun. Sie zu korrigieren, wenn's Not tut auch mit harter Hand, würde bedeuten, endlich mal hart durchzugreifen. Nicht einem Vater oder einer Mutter Geld abzuknöpfen. Eine solche Entscheidung ist an Dummheit nicht mehr zu überbieten. Denn sie ändert nichts. Sie verbittert nur.

Das Stift und das Evangelium

- eine kritische Nachfrage

Zu einem Artikel des Spandauer Volksblattes vom Mittwoch, dem 5. November 2003

B. St. Fjöllfross

Mit großer Erschütterung lesen wir im Spandauer Volksblatt unter dem obigen Datum auf Seite 5 einen Artikel, der von einem gestörten Gottesdienst im Johannesstift handelt.

Ein 37-jähriger, wahrscheinlich selbst erheblich gestörter Mann fängt während des Gottesdienstes zu Ehren des Reformationstages an, diesen durch gelinde gesagt idiotisches Zwischengebrüll zum Verdruß der Anwesenden und der Zuschauer an den Fernsehgeräten zu sabotieren. Nun ja, die Irren werden nicht alle. Das ist bedauerlich.

Dieser Umstand allein jedoch wäre dem „Landboten“ sicherlich keinen Beitrag wert. Zugegeben, es nicht nur unschön, sondern auch der Sache nach falsch, das Gotteshaus im Evangelischen Johannesstift als „Synagoge des Satans“ zu bezeichnen.

Wir gehen davon aus, daß der arme Irre weder weiß, was eine Synagoge ist, noch den Herrn kennt, den er als Eigentümer des von ihm so benannten Gebäudes vermutet.

Ebenso unsinnig empfinden wir das unselige Geschwätz, daß Frauen auf der Kanzel nichts zu suchen haben. Das ist die böse Saat, die uns St. Paulus guten Glaubens beschert hat. Und wir wollen hoffen, daß ihm unser aller Vater im Himmel dafür gehörig die Ohren langgezogen hat.

Was aber für uns von größtem Interesse scheint, ist die Art, wie die das Evangelium unseres Herrn Jesus Christus predigende Frau Berlin-Brandenburgische Diakonie-Direktorin Susanne Kahl-Passoth und der Pressesprecher des Evangelischen Johannesstiftes Herr Wolfgang Kern auf die Geschichte reagieren.

Wir lesen nämlich, daß diesem offensichtlich geistig verirrte Mann unter die Arme gegriffen, er sodann hinausgeführt und der Polizei übergeben wurde. Und Herr Kern versichert flugs, daß gegen den Störenfried seitens des Evangelischen Johannesstiftes Anzeige erstattet werde.

Lassen Sie uns davon ausgehen, daß eine sich als evangelisch bezeichnende Institution, die in ihrem Slogan mit den Worten wirbt „Den Menschen lieben! Typisch Johannesstift“ mit den Evangelien vertraut ist, wie sie uns über das irdische Wirken unseres armen galiläischen Wanderrabbis Joshua überkommen sind.

Wir erinnern uns, daß dieser Rabbi und Gottessohn um unserer Sünden willen einen furchtbaren Tod auf sich genommen hat und in seinen letzten qualvollen Atemzügen seinen Ewigen Vater bezüglich der Henker bat: „Vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie tun!“

Nun greifen wir auf die reichhaltige theologische Literatur zurück, die dem „Landboten“ zu Diensten ist. Da sind Bibeln, angefangen von der Vulgata über katholische bis hin zu Lutherbibeln (welch letztere uns die liebsten sind – ihrer ungemein kraftvollen Sprache wegen und der Glaubensfestigkeit, die unser verehrter Doktor aus Wittenberg in die Übersetzung gelegt hat.)

Wir verfügen über die Apokryphen und selbst gnostische Werke finden sich zum Studium. Und verzweifelt suchen wir Zeile um Zeile, wo denn der Rabbi, der Sohn Gottes gesagt hätte: „So dich einer provoziert und du habest die Macht dazu, laß ihn binden und übergib ihn den strafenden Instanzen.“ Wir werden nicht fündig. Wirklich nicht.

Statt dessen stoßen wir auf Matthäus 5 Vers 11,12: Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Übles wider euch, so sie daran lügen. Seid fröhlich und getrost; es wird euch im Himmel wohl belohnt werden. Denn also haben sie verfolgt die Propheten, die vor euch gewesen sind.

Ein paar Zeilen weiter lesen wir Matth. 5.39: Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Übel; sondern, wenn dir jemand einen Streich gibt auf deine rechte Backe, dann biete die andere auch dar! Vers 43 ebenda: ...Liebet eure Feinde; (segnet, die euch fluchen; tut wohl denen, die euch hassen...)

Gegen einen armen Irren Anzeige erstatten – ist das wohlgetan? Wäre es nicht besser gewesen, Frau Kahl-Passoth hätte die willkommene Gelegenheit beim Schopfe ergriffen und ihrem Glauben ein eindrucksvolles Zeugnis ausgestellt, indem sie diesen Kirchenschänder mit der Friedfertigkeit und der Liebe des Rebben überwunden und ihn zurückgeführt hätte zur Liebe des Herren?

Glaube, liebe Schwester in Christo Frau Kahl-Passoth, liebes Johannesstift, erweist sich sicher auch in einer schönen Predigt und der alltäglichen Pflege an alten und behinderten Menschen.

Aber zu leuchten beginnt er entweder in solchen Extremsituationen – oder er taugt nichts! Denn in Matthäus 7.1 lesen wir ferner: Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet. Den Rest dieses eindrucksvollen Matthäuskapitels überlasse ich Ihrer stillen Lektüre. Kein Wort steht da umsonst.

Das Todesurteil gegen einen verrückten Schäfer, der im religiösen Wahn seinen Sohn erschlagen hatte, verwarf der preußische König Friedrich der Große mit den legendären Worten: „Galgen und Rad bessern solche Narren nicht.“

Man soll ihn in ein Irrenhaus geben und dort vernünftig und menschlich behandeln!“ Der König war Freimaurer, kein Protestant oder Lutheraner. Sollte es sein, daß er Christum besser verstanden hatte als Sie?

Es grüßt Sie herzlich

Ihr B. St. Fjöllfross
-Chefredakteur-

Ulla Schmidt – eine Reminiszenz an Wandlitz

B. St. Fjollfross

Deutschland hat eine Gesundheitsministerin, die heißt Ulla Schmidt. Ähnlich wie Oscar Wildes Goldener Prinz thront sie weit über ihren kranken Untertanen und verkündet vom ministerialen Sessel hoch über den Wolken ihre Weisheiten. Und das in einem Maße, daß man schon von Tragikomik sprechen kann.

Niemand bestreitet, daß die Krankenversicherungen, ja das ganze Wirtschaftssystem des Landes unter enormem Reformdruck stehen. Die Kassen, die für die Versorgung der Kranken zur Verfügung stehen sind leer, im Gegensatz zu denen, aus welchen die Manager dieser Unternehmen ihre Gehälter speisen. Jahrelang hat man über die Verhältnisse gelebt, immer neue Kredite aufgenommen und schließlich den Rest des Zasters in einem großen Puff während der Goldgräberzeit des Neuen Marktes zum Kamin hinausgejagt. Die Pharmaindustrie fuhr auf Kosten der Versicherten astronomische Gewinne ein und ließ es sich angelegen sein, die von ihr umworbenen Ärzte zu „Weiterbildungsveranstaltungen“ fürstlich zu umgarnen. Nun ist das Geld perdu und wo holt man's wieder rein? Na klar! Bei der Masse des zahlenden Volkes. Das geht so: Die Beiträge zur Kranken- und Sozialversicherung werden eher erhöht statt stabil gehalten, dafür wird der Leistungskatalog über die Schmerzgrenze hinaus zusammengeschumpft.

Völlig neue, bürokratische Possen läßt man sich im Gesundheitsministerium einfallen, um den maladen Michel von teuren Facharztkonsultationen auf eigene Faust abzuhalten. Die Quartalsgebühr von € 10,- ist so ein Schelmenstreich.

Und allenthalben gärt und brodeln es im gequälten Volke. Die Menschen warten bis zu einer Stunde und mehr auf Überweisungen, die Wartezeiten für Behandlungen beim Hausarzt verzögern sich entsprechend. Alte und gehbehinderte Menschen wissen nicht mehr, wie sie ohne Krankentransport zum Arzt kommen sollen, respektive wie sie die ca. € 50,- für Hin- und Rückfahrt aufbringen sollen. Die Kosten für Medikamente steigen ins Unverkraftbare. Vorsorgeuntersuchungen müssen fortan selbst getragen werden. Das Gerede von den Folgekosten, die entstehen, wenn nun Krankheiten verschleppt oder nicht suffizient behandelt werden, erübrigt sich. Denn es wird keine teure Folgebehandlung geben. Die Leute überleben es oder eben nicht. Basta.

Das alles wäre vielleicht noch einsehbar. Daß sich aber eine Gesundheitsministerin vor die Mikrophone stellt und mit vorgetragener Blauäugigkeit verkündet, sie hätte noch keine Mißstimmung von Seiten der Bevölkerung vernommen – alles laufe still klag- und reibungslos und überhaupt: die Kranken brächten das bißchen Geld für ihre Gesundheit doch gerne auf, ist eine so bodenlose Unverschämtheit, daß wir uns der verbreiteten Meinung vorbehaltlos anschließen, daß diese Frau für den Posten einer Bundesministerin untragbar ist. Friedhofsgärtnerin vielleicht, oder Museumswächterin oder Zustellerin bei der Post. Unsererwegen auch Oberförsterin. Aber um Gottes Willen einen Beruf, in dem sie durch ihr unseliges Gebrabbel keinen Flurschaden anrichtet.

Liebe Frau Schmidt, mit Ihrer vorgetragenen Abgehobenheit und Realitätsferne werden Sie wohl kaum ermessen können, welch ein Hohn Ihre Worte in den Ohren von Menschen sind, deren Einkommen um die €1000,- +/- €300,- valuiert. Von Menschen, die verzweifelt darüber sind, daß sie ambulante Arztbesuche nicht mehr wahrnehmen können. Sie haben

sich profiliert, Frau Schmidt, weiß Gott! Sie haben sich als ein lebendiges Denkmal errichtet für die Altherrengarde aus Wandlitz, die ehemals die Geschicke der Deutschen Demokratischen Republik bestimmten. Erinnern Sie sich? Auch diese Monumente der Realitätsferne verkündeten lauthals und immer wieder den Aufbruch in rosige Zeiten für alle, während das System, das sie repräsentierten, längst marode und banquerott war. Alle Welt grinste über die alten Männer. Natürlich mit Ausnahme der D.D.R.-Bürger, denen klar war, daß die wandelnden Kalk-Beton-Mischungen es bitter ernst meinten mit ihrem senilen Geschwätz. Und in Konsequenz dessen ihre Linie auch unbarmherzig durchzogen. Bis zum bösen Ende.

Ähnliche Beschädigungen haben auch Sie sich bereits zugezogen: Während ihnen in den Arztpraxen beidseits des Tresens, von den arbeitslos gewordenen Krankenfahrern – die eh schon immer zu den Hungerleidern der Nation zählten, von den alten und kranken Sozialschwachen unisono die Schwarze Pest an den Hals gewünscht wird, kehren Sie unbekümmert den Strahlemann heraus. Verstehen Sie mich richtig! Es sind nicht die einschneidenden Maßnahmen, die nun notwendig geworden sind – man mag über deren Ursachen zetern oder nicht. Es sind Ihre Kommentare, die Sie sich besser verkneifen sollten, wenn Sie denn anderes nicht zu verkünden haben.

Stellen Sie sich hin und legen Sie die Karten auf den Tisch! Sagen Sie dem Volk, das Ihr astronomisches Gehalt bezahlt: Leute, es ist hart, aber so liegen die Dinge. Laßt uns da durch! Ich fange bei mir und meinen überbezahlten Paladinen an und gemeinsam verzichten wir auf die Hälfte unseres Einkommens. Nutzt es auch nichts für die Volkswirtschaft so schafft es doch Rückendeckung und Solidaritätsgefühl, Glaubwürdigkeit und Integrität beim Volk. (Und Ihnen dürfte es nicht sonderlich schaden.) Zeigen Sie Mitgefühl, Mensch, statt diesen Unfug über den eh schon strapazierten Äther zu schicken! Oder treten Sie einfach zurück und überlassen Sie Ihren Sessel einem Kollegen, der mindesten das Format des Hans Eichel mitbringt. Auch der wird keine Wunder wirken können. Aber er wird unsere ohnehin schon angestrengte Situation nicht noch mit dusseligem Gerede anheizen und unsere zum Zerreißen gespannten Nerven nicht noch weiter strapazieren. Denn was wir jetzt brauchen, ist Zuversicht und nicht provokantes Gerede.

zum ZDF-Ereignis

„Deutschland - unsere Besten“

Plaue an der Havel, den 11. November 2003

an das Zweite Deutsche Fernsehen

Sehr geehrte Damen und Herren!

Die nachfolgende Liste bedeutender deutscher Persönlichkeiten (111) gestatten wir uns Ihnen und Ihrem Publikum ausdrücklich zu empfehlen. Und dann möge sich der Deutsche Michel in die Ecke scheren und über seine ingrediente Verblödung Rotzblasen heulen.

Denn solange Bohlen, Kübelböck und wie diese Figuren heißen mögen, auf nominierten Plätzen rangieren, während die nachfolgenden, großartigen Menschen sang- und klanglos unter den Tisch fallen, hat Deutschland nichts anderes als eine brachiale und hausgemachte Rezession (siehe Pisa-Studie)

verdient. Damit dieses Volk Gelegenheit bekommt, sich wieder auf die wahren Werte zu besinnen. Wir schämen uns für dieses Land!

Der Preußische Hinkende Landbote

Anm.: Wir verwenden für die mittelhochdeutschen Vertreter deutschen Geisteslebens die mhd. Anrede „Hêr“ statt neuhochdeutsch „Herr“.

Achard Franz Carl, Arndt Ernst Moritz, Arnim Bettina von, Arnim Achim von,

Barlach Ernst, Bebel August, Bloch Ernst, Blücher Georg Leberecht von, Borchert Wolfgang, Borsig August, Bosch Hieronymus, Böttger Johann Friedrich, Brentano Clemens, Bruch Max, Butzbach Johannes Piemontanus,

Claudius Matthias, Corinth Lovis, Dassel Reinald von, ,

Eckehard Meister, Engels Friedrich, Eschenbach Hêr Wolfram von,

Fallada Hans, Feuerbach Ludwig, Fichte Gottlieb, Francke August Hermann, Frisch Max, Fröbel Friedrich, Fühmann Franz,

Gaertnere Hêr Werner der, Gneisenau Neidhardt von, Grimmshausen Jakob Christoffel von, Gropius Walter, Grünewald Mathis Nithart, Gundling Jacob Paul Freiherr von,

Habsburg Karl V. Imperator, Hahn Otto, Händel Georg Friedrich, Hauptmann Gerhard, Hegel Georg Wilhelm Friedrich, Hehnlein Peter (Uhrmacher aus Nürnberg und Erfinder der Taschenuhr), Heisenberg Werner, Heym Stefan, Hoffmann E.T.A., Hoffmannsthal Hugo von, Hohenzollern Luise von, Hufeland Christoph Wilhelm, Hutten Ulrich von,

Jacobsohn Siegfried, Jahn Friedrich Ludwig,

Kandinsky Wassili, Kleist Heinrich von, Körner Theodor,

Lasalle Ferdinand, Lessing Gotthold Ephraim, Lichtenberg, Georg Christoph, Liebermann, Max, Liebig Justus von, Liebknecht Karl, Liebknecht Wilhelm, Löwe Heinrich der,

Maier Pater Rupert, Marc Franz, Meitner Lise, Melanchthon Philip, Mendel Gregor, Menzel Alfred, Moltke Hellmuth von, Morgenstern Christian, Münter Gabriele, Müntzer Thomas,

Nipkow Paul, Ossietzky Carl von,

Pape General von, Pining Diederik (war als Hildesheimer Bürger und Kapitän in dänischen Diensten vor Kolumbus in Amerika), Pirckheimer Willibald,

Raabe Wilhelm, Ratgeb Jörg, Rathenau Walther, Reuter Ernst, Reuter Fritz, Riemenschneider Tilman, Rilke Rainer Maria, Ringelnatz Joachim, Roth Joseph,

Sachsen Heinrich I. von Rex Germaniae, Sachsen Otto Magnus von Imperator, Salza Hermann von, Scharnhorst Gerhard von, Scheidemann Philip, Schiller Friedrich von, Schinkel Karl Friedrich, Schnitzler Arthur, Schubert Franz, Schumann Clara, Schumann Robert, Schütz Heinrich, Schwarz Pater Berthold (Schwarzpulver), Seeburg Wichmann von, Semmelweis Dr. Ignaz (Retter der Mütter), Spee Pater Friedrich von

(Hexenanwalt), Stoß Veit, Strousberg Bethel Henry (Eisenbahnkönig), Telemann Georg Philip, Thüringen St. Elisabeth von,

Virchow Rudolf, Vogelweide Hêr Walter von der,

Wankel Felix, Wegener Prof. Alfred, Westfalen Arnold von, Wolkenstein Hêr Oswald von,

Zille Heinrich,

Tucholsky statt unter den Top10 auf 155 - das ist eine Katastrophe!

Fjöllfross

-Schriftleiter-

Akinokawa, Bajun, Barbagrìgia, Druckepennig, Lemarcou, Hübner, Redakteure

Zur Wiederauferstehung der Dresdener Frauenkirche

K. K. Bajun

Dieser fürchterliche Trümmerberg! Ein Mahnmal gegen den Krieg sollte er sein. Aus ihrer bettelnden Armut versuchten die Kommunisten aufrichtig eine Tugend zu machen und mit diesem haushohen Schutthaufen im Herzen Dresdens ein Zeichen zu setzen gegen die schrecklichste Ausgeburt der menschlichen Dummheit – den Krieg.

Genutzt hat es wenig. Die die Frauenkirche in den Tagen des Dresdener Untergangs sterben ließen, zogen froh und munter um die halbe Erdkugel, um sich mit den Argentinern um ein paar gottverlassene Eilande im Südatlantik zu balgen. Die, denen die Frauenkirche zerstört wurde, bejubelten im sozialistischen Wehrkundeunterricht und auch sonst bei jeder Gelegenheit jedwede militärische Aktion gegen die Zionisten und alle anderen Handlanger des aggressiven Weltkapitalismus unter Führung der U.S.A. Sie jauchzten über die brüderliche Hilfe, die die unbesiegbare Sowjetunion den um ihre Freiheit vom imperialistischen Joch ringenden Völkern Afghanistans leistete. Und so weiter, und so weiter.

Was blieb, war dieser gigantische Schutthaufen, gerahmt von einigen traurigen Mauerstümpfen. Jedem, der Dresden liebte, blutete das Herz. Denn hier lag unbestritten die Seele der Stadt. Canalettos weltberühmter Blick vom anderen Elbufer auf die Altstadt – was war er ohne Baers gewaltige Kuppel?

Einer der schönsten, liebenswertesten, kulturträchtigsten Städte Europas war eine grauenhafte Wunde geschlagen worden. Die verschloß sich nicht. Die schwärzte, die wühlte, die tat weh. Vielleicht sogar noch ein wenig mehr als die Vernichtung unseres Berliner Stadtschlusses, als Monbijous, als des Potsdamer Stadtschlusses, der Leipziger Augustinerkirche oder der Brandenburger Innenstadt – wenn ein solch quantitativer Vergleich überhaupt zulässig ist. (Alle Städte, die in Folge des letzten Krieges ebenfalls schreckliche Verluste erlitten, mögen sich an dieser Stelle repräsentiert fühlen.)

Nach der politischen Wende in Mitteleuropa wurde nun erneut die Frage eines Wiederaufbaus der Frauenkirche diskutiert. Kontrovers, heftig, heißblütig. Doch das Volk der Sachsen, das einst den zuverlässigen und linientreuen Parteikader der SED stellte und in dieser Eigenschaft die ehemalige Hauptstadt der D.D.R. wie eine biblische Heuschreckenplage überflutete, Leute, die heute noch die Bemühungen Herrn von Boddien hinsichtlich des Schloßaufbaus zu Berlin hintertreiben helfen – diese Sachsen machten mobil. Sie zeigten, aus was für Holz sie geschnitzt sind – wie tatkräftig, wie agil, wie strebsam. Während in Preußen das große Lamento anhub, das aus einem Schloßneubau einen Zombie machen wollte, zog der kleine große Trompeter Ludwig Güttler schon mit Blasinstrument und Sammelbüchse durch die Lande und begeisterte viele für die Idee des Wiederaufbaus. Selbst unser Alter, der Fjöllfross, diese lebende Antithese eines Krösus, suchte seine paar Spargroschen zusammen und kaufte eine Frauenkirchen-Armbanduhr (Jahrgang 1993).

Ein Symbol begann aufs Neue Stein um Stein emporzuwachsen. Ein Symbol – nein, dieses Mal nicht für idiotischen Zerstörungswillen, dieses Mal für die dem Menschen immanente Kraft, das Böse zu überwinden, immer wieder zum Schönen zurückzufinden, Verlorengegangenes nicht einfach aufzugeben – sondern zu bewahren, zu ersetzen, sich der Dummheit zu erinnern, die es verloren gehen ließ und unermüdlich nach Wegen zu forschen, dieser Urdummheit künftig besser die Stirn zu bieten.

Kein Besuch der „Landboten“ in Dresden, ohne daß der Alte nicht als erstes rief: „Zur Frauenkirche!“ Dort angekommen, wurde die Höhe der neu aufgerichteten Mauern getaxt, zum letzten Besuche ins Verhältnis gesetzt – Glückstränen, Freude, ja – dieses Bauwerk ist sogar mehr als nur ein Symbol!

Manchmal erscheint es so, als würden Städte erst durch ihr Weichbild ein Gesicht gewinnen. Man vergleiche die oft drögen und gestaltlosen Ansiedlungen des amerikanischen Mittelwestens mit den Silhouetten von Lübeck, Köln oder Erfurt. Selbst Chicago, New York oder San Francisco können noch mit einer unverwechselbaren Identität aufwarten.

Insofern ist natürlich die Wiederherstellung des geschändeten Antlitzes Dresdens ein unverzichtbares Moment zur Rückerlangung von Identifikation. Diese hingegen ist unabdingbar für ein gewisses Lebensgefühl für die Bewohner. Identifikation ist unbestritten ein Energiequell, ein Geschäft, von dem alle Beteiligten profitieren.

Man zieht das in Zweifel? Was glauben Sie wohl, woher eine Stadt wie Rothenburg ob der Tauber ihre enorme Attraktivität bezieht? Selbstredend vermittelt dieser mittelalterlich getrimmte Ort eine Illusion. Aber genau diese Illusion zielt ab auf alle urbanen Spielarten der Identifikation: Vertrautheit, Gemütlichkeit, Geborgenheit in einer überschaubaren Gemeinschaft, Familiarität mit Stadt und Gemeinde.

Das ist der Lockstoff, der Amerikaner und Japaner in Scharen nach „merry old Germany“ zieht. Das ist der eigentliche Auslöser an den ungezählten Kameras dieser Touristen, die versuchen ihre Sehnsüchte und Träume auf Zelluloid zu bannen. Und das ist es auch, was die Menschen in Warschau, Danzig und Dresden verstanden haben.

Hier mußte kein Disney-Land errichtet werden als Reminiszenz an das Trugbild, welches historisch ungebildete Ausländer von einer mittelalterlichen europäischen Metropole pflegen. Hier mußte nicht mit Gewalt Neues in die Stadtlandschaft geprägelt werden, als Monumente der Selbstbeweihräucherung von durchgeknallten Architekten. Hier wurde

wieder erschaffen, was die Augen von Generationen von Müttern und Vätern erfreut hatte. Bewährtes, Gewohntes, Vertrautes – von Barbarei und Dummheit zerstört, von Könnern und Begeisterten ins Leben zurückgerufen. Das Warschauer Schloß, die Danziger Altstadt mit ihrem prächtigen niederländischen Manierismus, die Dresdner Frauenkirche, mit ihrer alles überragenden Baer'schen Kuppel.

Was nun sollen wir angesichts dessen in Preußen verkünden? Vielleicht nur das: Wacht doch endlich auf, ihr Schlafmützen! Als zu Beginn der Siebziger Jahre Touristen aus Westdeutschland Erfurt besuchten, wurden sie in ganzen Busladungen durch Erfurts Neubaugebiete gekutscht, um ihnen die Errungenschaften des Sozialismus vorzuführen.

Die Mehrzahl der Devisenbringer wandte sich enttäuscht ab. Dafür waren sie nicht in die Thüringer Landeshauptstadt gekommen! Mit seelenlosen Trabantenstädten hatten sie schon lange vorher ihre Erfahrungen gemacht – Wohnungsnot nach dem Kriege hin oder her! Was sie sehen wollten, war das weltberühmte Dom-Ensemble, der Anger, die Krämerbrücke, die Predigerkirche. Darin besteht die grundsätzliche Lehre, die aus dieser fatalen Fehleinschätzung der vernagelten kommunistischen Reiseführer und ihrer heutigen Apologeten zu ziehen ist: Ein neuen Glaswürfel an die Stelle des im Kriege zerstörten Rathauses/ Schlosses zu setzen, ist ein programmiertes Fiasko, liebe Brandenburger/ Berliner. Potsdam kämpft wenigstens um sein Stadtschloß und seine Garnisonkirche, setzt Zeichen mit dem neuen Fortunaportal. Berlin ist auf dem richtigen Wege mit der Schinkelschen Bauakademie.

Brandenburg? Na, lassen wir das – es ist ein zu trauriges Thema! Doch würde es den Brandenburgern, die ihre Marienkirche dem Verfall preisgaben, ja, die es noch im Jahre 1974 zuließen, daß man sie einer kleinen Perle – der Bismarckwarte auf dem Marienberge nämlich – beraubte – es würde also diesen Brandenburgern nicht schaden, mit einem guten Fernglas in der Hand auf diesen unästhetischen Aluminiumturm zu klettern, der ihnen an die Stelle der Bismarckwarte gepflanzt wurde. Oben angekommen sollten sie den Blick nach Dresden richten und angestrengt nach der Kuppel der Frauenkirche suchen. Und während sie suchen, sollten sie nachdenken, nachdenken, nachdenken!

Denn es gab da mal einen der Ihren aus einem Brandenburg umliegenden Dorfe. Ziemlich dummer Mensch, ein Ignorant und Windbeutel. Hatte von nichts Ahnung, aber vom Großvater einen großen Haufen Zinnware, Krüge und Becher, geerbt. Altes Gelumpe, das. Auf die Müllhalde hat er das Zeug geworfen um Platz zu schaffen für ein paar modische bunte Plastbecher im Stile der Fünfziger. Jahre später hat der Depp in der Dorfschänke von seiner furiosen Tat erzählt und sich gewundert, daß Minuten später die Kneipe leer war: Das halbe Dorf war mit Hacke und Spaten nach der Müllkute unterwegs. Da endlich hat es wohl dem Deppen gedämmert, daß er sich um Tausende von Mark gebracht hat mit seinem Unverstand. Liebe Brandenburger, liebe Berliner, liebe Mitpreußen! Gedenkt dieses hirnlosen Dämlacks und schaut nach Dresden!

Sie sind euch ein paar Schritt voraus, die Sachsen. Und sie werden die Früchte ihres Mutes und ihrer Mühen ernten, während ihr noch immer diskutiert und jammert. Seht zu, daß ihr nicht zu weit zurückbleibt: Wer nicht investiert, kann auch nicht gewinnen.

Wer in Windbeutelerei investiert, kann viel verlieren. Wer aber klug und verständig mit selbst sparsamsten Mitteln umzugehen weiß, der wird sich am Ende gratulieren dürfen. Das ist die frohe Botschaft, die ausschließlich und nur für uns vom Kuppelkreuz der Frauenkirche herunterblinkt.

Inhalt

Alte Bonzen im neuen Deutschland.....	3	Gesundheitsreform.....	21
Alternde Barden.....	4	Gesundheit und Medizin - das kostbarste und das teuerste Gut des Menschen.....	22
Arbeitslosigkeit vor Ort.....	5	Herr Mehdorn und die Zugverspätung.....	24
Die Assassinen von Madrid.....	5	Herr Hohmann von der CDU.....	25
Aufkleber und Psychogramme.....	7	Homer und Hugendubel.....	26
Dieter Bohlen – ein multikulturelles Trauma.....	8	Die Kassierer aus dem Straßengraben.....	26
Die Bild-Zeitung.....	9	Maschendraht im Deutschen Wald.....	28
China und das Herzzentrum.....	11	Menschlichkeit in der Bundesrepublik Deutschland.....	29
Connex vs. Reichsbahn.....	12	Paulus, der Rabbi und ich.....	30
Das Dschungellager der „Prominenten“.....	12	QVID QVID AGIS... ..	34
Der Herr Bundeskanzler, die Reise und die Bild-Zeitung.....	13	Rente und Recht.....	34
Deutscher Nationalstolz.....	14	Schulschwänzer.....	35
Die hohen Preise der Telekom.....	15	Das Stift und das Evangelium.....	36
Die Krise, der Sparkurs und die Wirtschaft.....	16	Ulla Schmidt – eine Reminiszenz an Wandlitz.....	37
Die Rede des Johannes Rau.....	18	zum ZDF-Ereignis „Deutschland - unsere Besten“.....	37
Die Weltoffenheit des Deutschen Michels.....	19	Zur Wiederauferstehung der Dresdener Frauenkirche.....	38
Die Garnisonskirche zu Potsdam.....	20		